H. Eccl. 1209^m

R

H. Ed. 1209m

Zur Warnung
vor den
Irrlichtern der neueren Scholastik.

Mit erläuternden Zusätzen und einigen Anmerkungen
über
deutsche Sinnesart im Leben
und
in der Wissenschaft
vermehrte
zweite Auflage der Schrift:
Kampf eines evangelischen Geistlichen
mit dem Verfasser des Werkes:
die katholische Kirche Schlesiens
als ein Beispiel
des Treibens der Zeit
dargestellet
von einem evangelischen Laien.

Breslau, 1827.
im Verlage der Buchhandl. Joh. Friedr. Korn d. ält.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Der Verfasser dieser Blätter hat nichts zu erwähnen, als daß er sich Leser wünscht, welche eine recht klare Vorstellung davon haben, wie nichts in der Welt ohne Zusammenhang dasteht, daher auch die Schrift, welcher gegenwärtige Blätter ihre Entstehung verdanken, nur ein Ausfluß des wissenschaftlichen Lebens ist, wie die letztere Zeit es in Deutschland gestaltet hat. Und nur in dieser Hinsicht hat der Verfasser angereget werden können, sich über jene Schrift auszusprechen, und bei der Veranlassung hinzuweisen auf Sonderbarkeiten unseres gemeinsamen Schriftenthums, die uns Deutsche, anderen Völkern gegenüber, nicht im besten Lichte darstellen. Nichts mehr und nichts weniger ist es, was der Laie in der Theologie gewollt hat.

Inhalt.

I. Der Kampf eines evangelischen Geistlichen mit dem katholischen Verfasser des Werkes: die katholische Kirche Schlesiens. = = Seite 1

II. Erläuternde Zusätze. = — 32

III. Anmerkungen. = = — 59

I. Der Kampf eines evangelischen Geistlichen mit dem katholischen Verfasser des Werkes: die katholische Kirche Schlesiens.

Die Schrift eines evangelischen Geistlichen über das Werk: Die katholische Kirche Schlesiens, gehört zu den Erscheinungen unsers Zeitalters, welche der aufmerksame Beobachter desselben auf den ersten Blick in ihrer wahren Natur erkennen wird, so sehr sie auch berechnet sind, durch allerhand Blendwerk zu täuschen. Ehe man noch mit dem Inhalte des Schriftchens bekannt worden, muß schon der Anblick des Titels auffallen. Wie? Ein evangelischer Geistlicher will über ein Werk urtheilen, das ein katholischer Amtsbruder über die Verfassung seiner eignen Kirche, ohne nähere Berührung einer andern nicht katholischen, geschrieben hat? Welch eine unzarte Zudringlichkeit läge hierin, wenn der Beurtheiler dem Verfasser des Werkes beistimmte! Und wie unnütz, da der Protestant doch nicht hoffen dürfte, auf das Gemüth

des katholischen Lesers mehr zu wirken, als der Eingeweihete derselben Kirche! Ist es aber auf eine Widerlegung des Werkes abgesehen, so dringt sich sogleich die Frage auf: Was kann wohl einen evangelischen Geistlichen bewegen, sich in Streitfragen zu mischen, die innerhalb der katholischen Kirche verhandelt werden? Wenn etwa der Fall wäre, daß der Untrüglichkeit, welche jenseit der Alpen thront, durch jenes Buch Gefahr drohe zu einer etwas ungelegenen Zeit, sind denn die Rüstkammern zu München und Straßburg, wo man so emsiglich gegen das unrömische Deutschland Angriffswaffen schmiedet, so ganz leer an den nöthigen Vertheidigungsmitteln gegen Angriffe in dem eignen Innern, daß ein protestantischer Seelenhirt des hülflosen Römerthums sich annehmen, und für dasselbe die Kampfbahn betreten müßte? Sei also die Kritik für oder gegen den Verfasser des Werkes gerichtet, so scheint solch ein Drang zu einer unberufenen Einmischung eben so unbescheiden, wie unnöthig.

So ungefähr wird jeder Unbefangene schon beim Anblicke der Buchhändler-Anzeige geurtheilt haben. Nimmt er nun aber das Schriftchen selbst zur Hand, und es tritt ihm klar vor die Augen, wie der kritisirende evangelische Landpfarrer in der That darauf ausgeht, an dem gelehrten katholischen Theologen zum Ritter zu werden, ungeachtet ihm dazu, nach dem selbeignen Geständnisse, die beiden unentbehrlichen Erfordernisse abgehen, ge-

naue Bekanntschaft mit der Kirchengeschichte und hinlängliche Kenntniß des in Rede stehenden besondern Gegenstandes der Untersuchung: so erscheint das Unternehmen in einer so wunderlichen Gestalt, daß die Neugierde wohl rege werden muß zu erforschen, was es damit eigentlich für eine Bewandniß habe.

Der evangelisch geistliche Kämpfer um eine nicht evangelische Palmenkrone möge es also einem Laien nicht übel deuten, wenn dieser, in theologischer Ungelehrtheit ihm völlig gleich, es unternimmt, die Fechtkünste, so wie die Waffen und die Farbe, womit der Ehrenritter bei festgeschlossenem Visir den Kampfplatz betritt, ein wenig genauer zu besehen, damit er einen Aufschluß bekomme (um welchen es ja auch dem rüstigen Streiter bei seinem Gegner allein zu thun war) über die Richtung, aus der seine Schrift hervorgegangen ist.

Mit dem gelehrten, und, so weit dem Beobachter darüber eine Vermuthung zustehet, aus dem Grunde eines redlichen Gemüthes hervorgegangenen Werke des katholischen Theologen hat der evangelische Laie unmittelbar nichts zu schaffen; er schreibt auch nicht für katholische Leser, denen jenes Werk zunächst bestimmt ist, sondern für diejenigen seiner Glaubensbrüder, auf welche der anmaßliche Kritiker es wohl eigentlich abgesehen haben mag, nämlich solche, die geneigt sind, von einem Gaukelspiele sich täuschen zu lassen, das

man nicht müde wird immer aufs neue zu versuchen, trotz dem, daß man schon oft früher, als man gewollt hatte, die Maske abzunehmen genöthiget worden ist.

Seinen Angriff beginnt unser geistliche Ritter, gleichsam um sich Platz zu machen, mit einem Ausfalle gegen die pragmatische Behandlung der Kirchengeschichte. Seitdem der Menschen Thun und Lassen für die Nachwelt aufgezeichnet worden, hat man auch alsbald die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn die geschichtlichen Erscheinungen nicht wie bunte Bilder einer Zauberlaterne, ohne innern Zusammenhang, dem Auge des Zuschauers vorübergehen sollen, das eigentliche Geschäft des Geschichtforschers darin bestehe, auf die ursachlichen Verhältnisse zurückzugehen, und daß diese, unter Voraussetzung der allgemein waltenden Kraft der Vorsehung, worüber uns Sterblichen keine Beurtheilung zustehet, nirgend anders zu suchen sei, als in der ganzen Persönlichkeit der handelnden Menschen; ohne eine solche Darstellung werde die Geschichte zwar allerhand chronologisch-diplomatische Nutznießung gewähren, könne aber nicht den mindesten Reiz haben für einen denkenden Geist, der in der Vergangenheit Belehrung suche zur Beurtheilung der Gegenwart. Dieser pragmatischen Behandlung der Geschichte setzet nun unser Verfasser eine, von ihm sogenannte organische entgegen, wo-

mit er hindeutet auf die herrschenden Stimmungen ganzer Zeiträume und Völkerschaften, aus welchen viele Ereignisse derselben hervorgegangen sind.

Solche allgemeine Stimmungen, die unter der Benennung: Zeitgeist, neuerdings das unverschuldete Schicksal gehabt, in üblen Geruch zu kommen, hat allerdings der Geschichtforscher eben so zu berücksichtigen, wie die Stimmungen einzelner Menschen, bei Beurtheilung ihrer Handlungen. Jedoch ist durchaus nicht abzusehen, wie die Kenntniß des Zeitgeistes entgegengesetzt werden könne der pragmatischen Ansicht der Geschichte, da sie ja mit dieser in Eins zusammenfällt, indem ganze Menschenmassen nicht anders zu beurtheilen sind, als der einzelne Mensch mit den unendlich mannigfaltigen Graden von Stärke und Schwäche des Geistes, von tugenhaften und leidenschaftlichen Neigungen seines sittlichen Wesens; indem ja auch die herrschenden Stimmungen nichts anderes sind, als Ergebnisse der Einwirkungen hervoragender Charaktere auf ihr Zeitalter. Immer muß der Umschwung der Meinungen und Strebungen zuerst in einzelnen Köpfen vorgegangen seyn, eh er in ganze Massen übergeht, denn ohne äußere Antriebe bleiben solche Massen unbeweglich.

Gegen alle pragmatische Geschichtforschung,

„die dem sogenannten gesunden Menschenver-
„stande anzusprechen pflegt, und an ihm die
„stärkste Stütze hat,“

tritt aber unser Verfasser in der Fülle seiner mystischen Offenbarungen mit der Behauptung auf, daß, da sie bei den einzelnen Menschen nur unreine Bewegungsgründe ihrer Handlungen vorfinde,

„ihre geschichtliche Grundlage die Sünde sei;
„diese aber könne nichts schaffen, sondern nur
„verderben, hemmen, entstellen; da hingegen in
„allem, was mit umfassender Bedeutung und
„weit verbreitetem Einflusse hervortritt, und
„ganze Zeitalter beherrscht, etwas lebendiges,
„kräftiges und was an sich nicht unsittlich sein
„kann, zum Grunde liegen müsse.“

Jedoch soll diese Ansicht vor der Hand nur in der Geschichte der christlichen Kirche gelten,

„in welcher nichts hohles, leeres, wesenloses,
„aus bloßer Selbstsucht entsprungenes, eine
„große geschichtliche Bedeutung, einen dauern-
„den Einfluß gewinnen könne.“

Diese milde Ansicht und Nachsicht für kirchengeschichtliche Gegenstände würde, beiläufig gesagt, Napoleon Bonaparten gut zu Statten gekommen sein, hätte ihn sein Schicksal nur nicht früher erreicht, ehe er, wie es seine, mit der allgemeinen Stimmung der großen Nation übereinkommende Absicht war, dahin gelangen konnte, die Tiare über seine Kaiserkrone zu setzen. Mit- und Nachwelt hätte dann unweigerlich vor ihm in den Staub sich beugen, und die Göttlichkeit seiner Sendung anerkennen müssen. Diese war auch vorläufig schon in den kirchlichen Unterricht aller Franzosen aufgenom-

men worden, und es ist nicht zu verwundern, daß man denjenigen als ein auserlesenes Werkzeug der Vorsehung verkündigte, der durch Wiederaufrichtung der umgestürzten Altäre und Wiedereinführung einer Staatsreligion auf die kirchengeschichtlichen Angelegenheiten einen recht lebendigen, noch fortdauernden und mehr bedeutenden Einfluß gehabt hat, als mancher andere Gewalthaber, der von der dankbaren Kirche unter die Heiligen versetzt worden ist.

Wir Protestanten aber können uns jener milden Nachsicht nicht erfreuen, denn, wenn es auch scheint, daß als kirchengeschichtliche Erscheinungen, die aus dem Zeitgeiste hervorgegangen, nicht blos die Scheiterhaufen in Spanien, die Dragonaden in Frankreich, die Lichtensteiner in Schlesien, vor allem aber die frommen Strebuugen der ehrwürgen Väter des Glaubens vollkommen gerechtferti get sind, sondern auch die entgegen gesetzten Strebungen der Glaubensänderer im sechszehnten Jahrhunderte, welche doch auch nicht hätten Wurzel fassen können, wäre der Zeitgeist ihnen nicht entgegen gekommen: so nimmt uns der Verfasser doch allen Muth, indem er unmittelbar hinzusetzt:

„Und wenn doch in der Geschichte überhaupt „einzelne Zeitpunkte vorkommen, worin annä„herungsweise jene erste (pragmatische) Ansicht „mit völliger Aufhebung der entgegengesetzten „(organischen) realisirt zu werden scheint, wo „in Folge einer allgemeinen Verwilderung nie-

„dere Leidenschaften, selbstsüchtige Triebfedern „alle Verhältnisse allein zu beherrschen und zu „bilden scheinen, so hört eigentlich an solchen „Punkten die Geschichte in ihrer wahren Bedeu- „tung auf, und es tritt unauflösliche Verwir- „rung und Zerrüttung ein, ein finsteres, gestalt- „loses Chaos, welches alles geordnete, organi- „sirte Leben und alle Eigenthümlichkeit der „Völker wie der Einzelnen in seinen Abgrund „begräbt.“

Diese Schilderung ist durchaus nicht passend auf die Jahrhunderte des hell leuchtenden Mittelalters, wo die triumfirende Kirche über alles herrschte, sondern nur erst auf den, mit dem sechszehnten Jahrhunderte beginnenden Zeitabschnitt, wo solch einer Glorie ihr Ende bereitet schien, und alles wohl organisirte Leben aufhören wollte.

Sind demnach, der letzt erwähnte Zeitabschnitt ausgenommen, alle kirchlichen Ereignisse außer dem Bereiche der anmaßenden Geschichtsforschung, da ihnen schon durch ihr Eintreten in die Wirklichkeit das Siegel der Vortrefflichkeit aufgedruckt ist, so leuchtet ein, welch eine vortheilhafte Stellung, gleich beim ersten Angriffe, unser evangelisch-geistliche Kämpfer gegen seinen Gegner gewonnen hat, indem durch den Vorwurf, daß dieser seine profane Kritik auf unbedingt heilige Gegenstände angewendet habe, alle kirchenhistorische Gelehrsamkeit vom Kampfplatze weggewiesen, und der ungelehrte Land-

pfarrer mit dem gelehrten Theologen auf völlig gleiche Linie gestellt wird.

Sollte dennoch dieser erste Schwertstreich nicht tief genug im Fleische sitzen, so folgt gleich der zweite hinterdrein, der den Gegner mit der Forderung trifft, daß zur Beurtheilung eines Gegenstandes man immer

„seinen Standpunkt in dessen Mitte nehmen,
„und durch Liebe sich ganz in die geistige Rich-
„tung, die ihm zum Grunde liegt, versenken
„und vertiefen müsse.“

Wir begreifen sehr wohl, warum die protestantischen Polemiker wegen öftern Mangels dieser Liebe zurecht gewiesen werden müssen, so wenig sie sich auch eines Uebermaaßes der ihnen entgegen kommenden Liebe und Sanftmuth haben erfreuen können. Aber wie derselbe Tadel nicht minder den katholischen Verfasser des beleuchteten Werkes treffe, ist nicht so gut einzusehen. Dieser stand doch wohl in der Mitte, (oder stand unser evangelische Geistliche noch näher dem Mittelpunkte?) aber fand es gerathen, nun auch einmal

„von außen, von den schroffen, harten Aussen-
„seiten, in die Beurtheilung der geschichtlichen
„Erscheinung hineinzugehen.“

Man sollte meinen, daran habe er sehr wohl gethan, denn es sei durchaus nothwendig, zur richtigeren Beurtheilung seinen Gegenstand von allen Seiten zu betrachten, und deswegen müsse man unumgänglich aus seiner Mitte heraustreten, mit

Beiseitsetzung aller Vorliebe, wie alles Mistrauens. Den Franzosen, der nichts als sein Paris kennt, liebt und bewundert, finden wir nicht sonderlich geeignet zur richtigen Würdigung seines Volkes. Wenn die Lehre, alles zu prüfen und das Gute zu behalten, eine Lehre, aus welcher die Wahrheit immer siegreich hervorgehet, für jeden Gegenstand mindern Belanges geltend ist, wie viel mehr muß sie Anwendung finden auf die theuerste Angelegenheit für unser geistiges Bedürfniß! Ist also dem Christen kein Vorwurf zu machen, der einmal, um den Gegenstand seiner Verehrung in allen Beziehungen kennen zu lernen, außerhalb dem Christenthume einen Standpunkt erwählte, etwa den eines nach Wahrheit forschenden und tugendhaften Braminen, so muß es auch dem Katholiken erlaubt seyn, daß er den Versuch mache, mit den Augen eines Nichtkatholiken zu sehen. Dagegen meint der evangelische Geistliche, daß

„ein Solcher nicht berufen sei zur Polemik gegen „irgend ein bestimmtes Ereigniß der Geschichte, „weil er, wenn er folgerecht seyn wolle, seine „Polemik auf gleiche Weise gegen die ganze Geschichte richten müßte, ja zuletzt gegen sich „selbst.“

Sehr wohl! Damit können wir zufrieden seyn, und haben nun Acht, wie unser Ritter, nachdem der erste Gang so gut gelungen, seinem Gegner immer kräftiger zu Leibe geht, von dem er sagt, daß er

„eine Probe gegeben habe jener ungeschichtlichen
„Behandlung der Geschichte und jener falschen,
„argwöhnischen, wahrhaft feindseligen Politik,
„welche von ganz außerhalb liegendem Stand-
„punkte ausgehend, Misverständnisse auf Mis-
„verständnisse häuft u. s. w.“

Zwar rettet der evangelisch-protestantische Pfarrer seinen Gegner von dem drohenden Verdachte des Protestantismus, aber weiß doch auch gewiß, daß er kein Katholik sei, weil er den Ablaß abgeschafft haben will; weil er die Wunderwirkung der Sakramente leugnet; weil er die Kraft der letzten Oelung nicht unbedingt gelten läßt; weil er den Nutzen der Messe von der Andacht, mit welcher ihr beigewohnt wird, will abhangen lassen; weil er die Messe eine Erinnerung an den Kreuzestod Jesu nennt; und weil ihm Taufe und Abendmahl Symbole sind des Bundes Christi mit den Menschen. Man sieht, was unser Geistliche als unkatholisch verwerflich findet; insbesondere aber ist ihm der Satz sehr anstößig, daß der Geist Christi schon den Nachfolgern der Apostel und den Vätern des ersten Jahrhunderts entwichen sei; mit dieser verwerflichen Lehre sei

„recht eigentlich das innerste Lebensprinzip des
„Katholizismus angegriffen.“

Aber es kommt noch besser! Der Gegner gehört überhaupt zu gar keiner christlichen Kirche,

„weil er als das Wesentliche des Christenthu-
„mes die Liebe zu Gott und seinem Sohne

„Jesu, durch Erfüllung seiner Gebote, und die
„Liebe zum Nächsten aufstellt.“

Man traut seinen Augen nicht, aber es steht wirklich gedruckt da S. 16, mit der Bemerkung,

„daß zu diesem Grundsatze sich bis jetzt noch
„keine kirchliche Gemeinschaft bekannt habe,
„und auch in der Zukunft sich keine bekennen
„möchte.“

O! ihr armen Quäker und alle ihr andern erbarmenswerthen Christenseelen, die ihr vom Christenthume doch weiter gar nichts habet, als jene Lehren, die, wie euch eure Bibel sagt, Christus selbst verkündiget hat!

Weiterhin tritt unserm evangelischen Geistlichen

„der negative, ganz unbestimmte und inhalts-
„leere Begriff einer gestalt- und gehaltlosen
„Aufklärung“

entgegen, womit der katholische Geistliche seine Kirche ermahnt, in allen ihren Einrichtungen zur Einfachheit des apostolischen Zeitalters und der ersten Jahrhunderte zurückzukehren. Das ärgert natürlich den evangelischen Geistlichen, weil ja damit

„dem Katholizismus zugemuthet werde, seine
„eigne Geschichte zu vernichten.“

(Wir Unmystischen meinen, die traurige Geschichte der menschlichen Irrthümer gehe dadurch, daß man sich von ihnen loszumachen sucht, so wenig verloren, wie ein Herzogthum seine Ge-

schichte nicht aufgiebt, wenn es sich in ein Königreich erweitert. Der Saulus, welcher ein Paulus wird, vernichtet nicht seine Geschichte, sondern verbessert sie,)

„und weil in dieser Forderung ein tiefes Verkennen der Bedeutung der Geschichte überhaupt „und insbesondere der großen Bedeutung liege, „die sie für die katholische Kirche ihrem innern „Wesen nach hat.“

Unser evangelische Pfarrer, der dieses innere Wesen besser kennen muß, als der katholische Theologe, treibt diesen immer heftiger in die Enge, indem er nun auf den Pabst zu sprechen kommt. Der Gegner hat es gewagt zu sagen, was unzähligemal schon innerhalb der katholischen Kirche gesagt, und außerhalb derselben sonst allgemein behauptet worden, daß der Pabst, außer seiner fürstlichen Würde, nichts mehr sei, als jeder andere Bischof; daß nicht nur (was auch schon oft mit vielen Gründen dargethan worden) das Abschließen der Konkordate mit dem Pabste der deutsch-katholischen Kirche nachtheilig, sondern auch das Einmischen eines fremden priesterlichen Fürsten in innere Angelegenheiten, für die deutschen Regierungen bedenklich, und (setzet der Laie hinzu) deswegen bis auf die neueste Zeit möglichst vermieden worden sei, wie selbst das Beispiel von Oestreich beweiset; endlich daß dem Pabste keine unumschränkte Gewalt zugeschrieben werden könne, sondern nur das Recht, allgemeine Kirchen-

ordnungen in Antrag zu bringen. Alle diese Behauptungen verwirft unser Verfasser,

„insofern darin ein Recht, dem påbstlichen „Stuhle den Gehorsam aufzukündigen, in Anspruch genommen werden soll.“

So mag es Luther mit der ewigen Verdammniß büßen, daß er dazu das Beispiel gegeben hat! Die hohen Mächte hingegen, katholische und nichtkatholische, welche seitdem zu wiederholtenmalen, in offenbarer Unfolgsamkeit gegen den abmahnenden Pabst, und mit gänzlicher Nichtachtung der Geschichte, uralte geistliche Kurfürstenthümer (nicht viel unbedeutender als der Kirchenstaat), Erzbisthümer, Bisthümer, gefürstete und ungefürstete Abteien, Stifter und Klöster aller Art sekularisirt, d. h. aus dem wirklichen Dasein in das rein geschichtliche versetzet haben, sie mögen zusehen, wie sie mit unserm tapfern Ritter zurecht kommen. Fest steht dieser da auf dem sicheren Grund und Boden der Geschichte, und zeigt uns folgende Parade der dialektischen Fechtkunst: Alles, was in die Wirklichkeit getreten (z. B. der Zustand von Spanien, wo Mönche durch den Pöbel regieren), hat ein Recht da zu seyn; was ein Recht hat da zu seyn, behält es auf ewige Zeiten; was ein Recht niemals aufgeben darf, ist unveränderlich; was unveränderlich ist, muß für gut gehalten werden. Nach dieser schönen Parade macht er einen glänzenden Ausfall auf den Gegner, indem er ihm zuruft, er möge

„wohl zusehen, ob nicht seine Rechtsgrundsätze,
„folgerecht durchgeführt, eben so gut die bür-
„gerliche, wie die kirchliche Ordnung umstürzen
„müssen.“
(Herrlich und fein gesagt, ganz im beliebten Geiste der Kongregazion Montrouge!)
„Denn eben so gut, wie der Pabst weiter nichts
„seyn soll, als ein Römischer Bischof, so ist
„auch der König von Preußen nichts weiter,
„als ein Graf von Hohenzollern.“
(Seht! welch ein Meisterhieb, der bis in den Knochen drang!)

Nach einer flüchtigen Seitenwendung gegen die evangelische Brüdergemeine, die in ihrem Versuche, die altevangelische Verfassung des ursprünglichen Christenthumes wieder herzustellen, verunglückt seyn soll, tritt unser Pfarrer mit der Frage vor: auf welche Art denn der katholische Theologe seine Kirche auf die Einfachheit der Urkirche zurückführen wolle? Natürlicherweise kann dieser nicht anders als in großer Verlegenheit deswegen seyn. Auf den Pabst darf er nicht rechnen, denn seit Wiklefs Zeiten sind fünfhundert Jahre vergangen, während denen eine Menge von Stimmen, und darunter recht kräftige, ihre Klagelieder über den Verfall der Kirche anstimmten, ohne je ein offnes Ohr in Rom gefunden zu haben. Die Bischöfe, welche öfters den Versuch gemacht, dieser Noth sich anzunehmen, haben sich immer wieder durch die von Rom aus ihnen gereichten Opiate einschlum-

mern lassen. Was bleibt nun dem Propheten in der Wüste übrig, als das zu thun, was schon manche seiner Vorgänger, und zwar mitunter nicht ohne Erfolg gethan haben, (noch ist, was vor wenigen Jahrzehnten in Toskana und Oestreich geschah, im frischen Andenken) und diejenigen um Hülfe anzuflehen, deren Gehörwerkzeuge empfindlicher sind. Ueber alle dabei obwaltenden Bedenklichkeiten im Drange der Umstände sich hinwegsetzend, mag er meinen, es sei bei der Gefahr zu verderben, doch besser, die Hände nach Hülfe auch eines Nichtarztes auszustrecken, als unter den Augen eines leibhaften Aeskulaps, der aber zur Rettung weder Hand noch Fuß bewegen will, regelrecht zu Grunde zu gehen.

Mit nichten! ruft dagegen unser Pfarrer. Man komme uns nicht von außen! Organisch darf nur gewirket werden, von innen heraus, auf historischem Grunde, bedächtlich, langsam! Nur ja keine Uebereilung! Vielleicht schon nach zweitausend Jahren wird man sich in Rom besonnen haben! Unterdessen ist es

„Verrath an der Kirche, die Fürsten aufzureizen, sich ihrer Macht zu bedienen, und die Reformen selbst vorzunehmen.“

Auch nicht einmal die Meßstipendiengelder sollen sie zu andern und bessern Zwecken verwenden dürfen, die größeren Pfarreien nicht zertheilen, um andere Pfarreien zu stiften, noch weniger einen katholischen

Kirchen- und Schulrath versammeln zur Reform der Kirche. Ueberhaupt meint unser Verfasser „werfe der Gegner die verschiedenartigen Ange-„legenheiten des Staates ziemlich unklar durch „einander, und zwar so, daß die Kirche dabei „zu kurz komme, und daß, bei solchen Ansichten, „man bald die Selbstständigkeit und Freiheit der „katholischen Kirche nur noch vom Hörensagen „kennen würde. Schon das habe eine üble Vor-„bedeutung, daß die Geistlichen oft Diener des „Staates und der Kirche heißen; daß ihnen als „Geistlichen öfters zugemuthet wird, für das „Wohl der Kirche und des Vaterlandes zu sor-„gen; ja zuweilen sehe es fast aus, als hätte die „erstere auf ihre Wirksamkeit nur den zweiten „Anspruch.“

Man sieht, welch einen eifrigen Zionswächter die katholische Kirche an unserm evangelischen Pfarrer gewonnen hat. Da er so viel an einer fremden thut, was wird der würdige Mann für die Freiheit und Selbstständigkeit seiner eignen Kirche leisten! Dies zu zeigen, wird er vollkommen Gelegenheit gehabt haben bei gewissen Reformen, um welcher willen auch nicht einmal ein Kirchen- und Schulrath versammelt worden. Noch ist aber bis zu dieser Stunde über die Wirkungen seiner Wachsamkeit nichts laut worden.

Da mit der letzten Anstrengung unseres Ritters der siegreiche Kampf mit seinem Gegner eigentlich als beendiget angesehen werden muß, wie er

selbst bemerket, so könnten wir nun von ihm Abschied nehmen, um sofort für uns die Zeichen zu deuten, die uns während dem Kampfspiele in die Augen gefallen sind. Aber wie der tapfere Achilles an dem schon erlegten Feinde Hektor noch seinen Grimm ausübet, so kann es auch unser Held nicht lassen, dem schon in den Sand hingestreckten Gegner noch einige Lanzenstiche beizubringen. Ja, auch Nadelstiche verachtet er nicht, indem er noch obenein eine Sammlung von Sprach- und Druckfehlern dem verhaßten Gegner in den Bart wirft. Diese bei Seite lassend, können wir also nicht umhin, noch eine kleine Aehrenlese von bemerkenswerthen Aeußerungen vorzunehmen, wie sie uns bei fortgesetzter Ansicht für unsern Zweck aufstoßen werden.

Wo der Meinung des katholischen Theologen über Maurerei Erwähnung geschieht, sagt unser Verfasser:

„Zu solchen Widersprüchen verleitet ihn die un-
„bedachtsame Leidenschaft im Opponiren gegen
„das Bestehende.“

Wir wünschen der Maurerei Glück, die vor unserem Helden so viel Gnade gefunden, um unter die bestehenden Dinge auf geschichtlichen Grund und Boden aufgenommen zu werden, denn bekanntlich giebt es andere Ritter, mit denen der unsrige überraschende Aehnlichkeit hat, die aber nicht so milde Gesinnungen hegen, indem sie, so treflich sie auch selbst das

Maurern verstehen, doch keinesweges Liebhaber des freien Gewerkes sind, dieses vielmehr als eine nicht zu duldende Pfuscherei wollen angesehen haben.

Von der Noth der Kapläne scheint unser Pfarrer nichts wissen zu wollen, so wie man auch zu Rom von diesen Mitarbeitern im Weinberge des Herrn keine Kenntniß nimmt, sondern nur um die reichliche Ausstattung der Domherren und Bischofsitze, am liebsten aber um die Wiederbelebung der ausgestorbenen Klöster Vorsorge hat. Die oft schlecht bedachten Pfarrer mögen sich kümmerlich behelfen, und die noch schlechter bedachten Kapläne mit Knechtlohn vorlieb nehmen.

Wenn unser evangelische Geistliche seinem katholischen Gegner darüber einen Vorwurf macht, daß dieser sein Werk deutsch geschrieben hat, so müssen wir bemerken, daß, wie zum Theil schon die häufigen Anführungen und Anmerkungen des gelehrten Werkes beweisen, ein nicht unbeträchtlicher Bücherschatz zusammengebracht werden könnte von Lateinisch geschriebenen Büchern, in welchen derselbe Gegenstand im Allgemeinen, wie in besonderen Beziehungen, abgehandelt worden ist. Aber was haben sie zur Abhülfe der Beschwerden gewirket, um derentwillen sie geschrieben worden? Das schöne Latein eines Erasmus, das in einem anderen Sinne

nicht minder schöne der Epistolae obscurorum virorum, würde wie in den Sand geschrieben, vom Winde verwehet, und unserer Kenntniß völlig entzogen worden seyn, hätten die Deutschen Schriften eines Luthers, Zwinglis u. a. nicht obgesieget, und somit auch jene Lateinischen Erzeugnisse auf die Nachwelt gebracht. Rom hat von jeher, und nicht ohne Grund, eine Abneigung gegen die Landessprachen gehabt, und fürchtet Deutsche Messen nicht viel weniger, als Lutherische Predigten. Rom aber hat immer wohl gewußt, was es will; ob es auch unser Pfarrherr weiß, darüber wollen wir zuletzt reden.

Auffallend sonderbar ist es, wenn der ungenannte Kritiker seinen ungenannten Gegner über dessen Ungenanntheit zu Rede stellen will. Es springt in die Augen, welchem von ihnen beiden es leichter gewesen wäre sich zu nennen. Mit dem evangelischen Geistlichen habe es eine Bewandniß, welche es nur immer wolle, für ihn und sein bürgerliches Dasein (in sofern er selbst nicht gegen alles ihm beizulegende Bürgerthum Einspruch macht) ist nichts zu besorgen. Aber wäre es wohl denkbar, daß der katholische Theologe, der sich so unumwunden gegen die anmaaßliche Kirchenwaltung ausgesprochen hat, der Macht derselben nicht unterliege, da jeder Widerstand gegen Rom, und wenn er so glimpflich wäre, wie der eines Wessenbergs, mit unerbittlicher Strenge geahndet wird? Ueberdem leben wir im

neunzehnten Jahrhunderte, wo die derbe Sprache, in welcher der Reformatoren-Eifer tief eingewurzelte Misbräuche anzugreifen pflegt, selbst denen misfällt, welche gegen die Sache nichts einzuwenden finden. Wir lieben nicht das Sichaussprechen, das Geradeheraussagen, vielmehr hat die Kunst, über einen Gegenstand so zu sprechen, daß ein jeder etwas anderes darunter verstehen kann, durch die Bemühungen der Diplomatik eine so hohe Vollkommenheit erreicht, daß es uns fast erschrecket, sobald jemand, den Anstand vergessend, einige laute, geradehin verständliche Worte hören läßt. Nur wenn man längst verurtheilten armen Sündern vor aller Welt den Kopf waschen will, dann macht man weiter keine Umstände, und bedient sich kräftiger Worte, wie sie eben in den Mund kommen. Ein Luther würde heut zu Tage, insofern er nicht vorzöge zu schweigen, entweder namenlose Werke drucken lassen, oder eine ganz andere Sprache führen müssen, als jener vor dreihundert Jahren, aber dann freilich auch, in beiden Fällen, nicht einen Schatten von dem bewirken, was jener eben durch die Entschiedenheit und Derbheit seines ganzen Wesens, an welcher selbst die Großen des Reichs zur damaligen Zeit keinen Anstoß nahmen, hervorgebracht hat.

Wenn unser Geistliche das Judenthum mit seiner alttestamentarischen Eigenthümlichkeit in Schutz nimmt, so darf man sich darüber nicht wundern, da

dasselbe ja auch etwas bestehendes, und zwar seit Jahrtausenden her ist, demnach etwas rechtsbeständiges, oder, welches gleichviel ist, wie oben bewiesen worden, etwas an sich vortreffliches. Dieser Ausspruch möge den Eifer der Judenbekehrer ein wenig mäßigen, die jedoch nicht begreifen werden, wie das Judenthum, welches mit dem Christenthume in Widerspruch stehet, auf gleiche Werthschätzung Anspruch machen könne, und die sogar jene hohe Meinung vom alten Testamente, wie sie hier ausgedruckt worden, für eine Herabsetzung des Christenthums ansehen möchten, indem ja ein neuer Bund den alten immer aufhebet. Wie sich überhaupt (um es bei dieser Gelegenheit zu erwähnen) sämmtliche Missionen in Asia, Afrika und Amerika gegen die Grundsätze unseres Pfarrers über die Rechte des Bestehenden, und den weiter unten entwickelten über Wahrheit und Irrthum, werden aufrecht erhalten können, läßt sich schwerlich begreifen, da wohl keine nach seinem Sinn seyn möchten, es müßte denn mit denen eine Ausnahme Statt finden, welche die Kongregazion in Frankreich verbreitet, oder von Rom ausgehen läßt.

Der katholische Theologe wünschte mehr selbeigne Theilnahme der Gemeinde am öffentlichen Gottesdienste durch erbauliche Gesänge, und erklärete seine Meinung über ein zweckmäßiges Gesang- und Andachtsbuch dahin, daß es die Hauptlehren des

Christenthums, die allgemeinen Gesinnungen, Empfindungen und Wünsche einer frommen Gemeinde, nächstdem aber die mannigfaltigen Pflichten des Menschen und Christen enthalten müsse. „Das „seyen wunderliche Forderungen," meint dagegen der evangelische Kritiker, und setzet hinzu:

„Dieser Standpunkt, nach welchem das geistliche „Lied nicht blos als eine Darstellung des Gefühls „betrachtet wird, sondern auch auf Belehrung „und Besserung der Gemeinde hinarbeiten soll, „ist eben die Wurzel des Verderbens in den mei„sten, besonders neuern Gesangbüchern."

Diese Warnung vor der Gefahr der Einmischung moralischer Lehren scheint in Zusammenhang zu stehen mit der Behauptung:

„weder die katholische Kirche, noch die heilige „Schrift lehre, daß Jesus um der Wahrheit „und Tugend willen gestorben sei."

Nicht unbemerkt darf es bleiben, wie in diesen Worten die katholische Kirche der heiligen Schrift vorangehet, gleichsam als habe sie, wie etwas für sich bestehendes, ein Recht, auch wohl etwas anderes zu lehren, als letztere.

Ferner führt der katholische Theologe ein Beispiel der ausschweifendsten Marienverehrung vor, deren sich hingegen der evangelische Geistliche annimmt, und zwar aus dem Grunde, daß man sich dabei nur auf den Standpunkt der Marienverehrung

stellen dürfe. Diese Beweisführung rührt wahrscheinlich aus jener Philosophie her, welche, nach der Versicherung desselben, heut zu Tage bescheidener ist, als

„der sogenannte gesunde Menschenverstand mit
„seinen hochmüthigen Ansprüchen auf Alleinherrschaft.“

Die üble Laune, in welche dieser Menschenverstand den Kritiker versetzet, scheint durch die Art, wie sich der Gegner überhaupt in Betreff der Heiligenverehrung ausspricht, nicht gemindert zu werden, und erst dann sich wieder zu verlieren, als der Kritiker Gelegenheit findet,

„seinen Zeitgenossen die Bildung, die Wissenschaft
„und den Geschmack des Mittelalters empfehlen.“

Weiterhin nimmt die mystische Begeisterung einen so hohen Schwung, daß alle Gesetze der gewöhnlichen Urtheilskraft dagegen verstummen müssen. Nach dieser halten wir Wahrheit und Irrthum einander so entgegengesetzet, daß eins das andere aufhebt, so daß man nicht nach der Wahrheit streben kann, ohne den Willen zu haben, vom Irrthum sich frei zu machen. Nach jener hohen Mystik hingegen sind Wahrheit und Irrthum

„zwei in verschiedenen Richtungen ausgehende
„Gestaltungen,“

jedoch in der Art,

„daß der Irrthum immer an der Wahrheit ist,“

womit nichts anderes gesagt seyn kann, als daß Wahrheit und Irrthum, wie ein zusammengewachsenes Zwillingspaar, von so gleicher Gültigkeit sei, daß eins ohne das andere nicht bestehen könne. So ist denn auch

„im Katholizismus der Irrthum nur an der
„Wahrheit, und zwar nicht an der allgemeinen,
„sondern an der eigenthümlich aufgenommenen
„und gestalteten Wahrheit."

Da nun Katholizismus (versteht sich: der echt römische) und Protestantismus als ewige „Koexistenten" gedacht werden müssen, so ist dem letzteren auch gar nicht erlaubt, einige Abänderung in jenem zu wünschen, weil die Gefahr obwaltet, daß sie dann einmal in Eins zusammenfallen und

„in purer, inhaltsleerer Liebe, über den Trümmern des Glaubens sich die Hände reichen würden;"

(wohl zu verstehen: des allein selig machenden Glaubens, denn der allgemein christliche würde ihnen doch bleiben.)

Wir übergehen noch einige Ausfälle gegen die Protestanten, welche an dem Systeme des starren Römerthums keinen Gefallen finden, und eilen zum Ende, indem wir es von Herzen müde worden sind, ein Gaukelspiel zu beleuchten, womit man alle wahrhaft christlichen Gesinnungen verleugnend, ohne Scheu den Gesetzen des menschlichen Verstandes

Hohn spricht, und an den Verpflichtungen, die Wahrheit und Tugend uns auflegen, Willkühr ausübet. Die beliebte Maske, unter welcher man so gern das Werk der Finsterniß treibt, ist aber in den letzten Jahrzehnten schon so oft vorgekommen, daß der unterrichtete Theil des Publikums sie nicht verkennen kann, wo sie sich auch zeige. Sind es nicht immer dieselben Waffen, womit man ficht, alle hergenommen aus den Rüstkammern einer menschenfeindlichen Kirchenwaltung, die in geheimen und öffentlichen Umtrieben die Drachenzähne der Zwietracht ausstreut, und, wenn sie könnte, eher alle Welt in Feuer und Flammen setzen würde, als daß sie ein Titelchen ihrer Ansprüche aufgebe!

Ueberwiegende Wahrscheinlichkeit ist also vorhanden, daß die Angabe der vor uns liegenden Schrift, als wäre sie von einem evangelischen Geistlichen verfasset, eine schlau berechnete Erfindung sei, um mit einem scheinbar um so sicherern Erfolge den Urheber des so unwillkommenen Werkes als vorsätzlichen Verläumder in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, und beiher vielleicht manchen leichtgläubigen Protestanten ins Garn zu locken. Welcher wirklich evangelische Geistliche könnte den evangelischen Gesinnungen so sehr entsagen, um mit der süßlichen Bitterkeit eines jesuitischen Ketzermachers über ein auserseheneს Schlachtopfer herzufallen! Welcher protestantische Theologe könnte die Grundsätze, womit der Protestantismus entweder steht oder fällt, in dem Grade verläugnen, daß er

alles verwerflich finde, was seit Jahrhunderten innerhalb und außerhalb der katholischen Kirche, gegen die unverbesserliche römische Kurie geschrieben worden! Man sage nicht, daß die vorliegende Schrift doch auch Aeußerungen enthalte, welche dem Geiste der protestantischen Kirche nicht entgegen sind. Eben dieses künstliche Mischen der widersprechendsten Ueberzeugungen, dieser schicksame, chamäleonische Farbenwechsel, wobei der wahre und der trügerische Gedanke mit gleicher Leichtigkeit über die Zunge geht, verräth die Werkstatt, in welcher solch ein Gewebe gesponnen wird.

Demnach hat der Verfasser entweder niemals der evangelischen Kirche angehört, oder gehört ihr gegenwärtig nicht mehr an, wenn er auch äußerlich in dem Ornate eines evangelischen Geistlichen erschiene. Die Erfahrung hat in Beispielen gelehrt, daß man nicht blos evangelischer Landpfarrer, sondern auch evangelischer Oberhofprediger seyn, und doch im Dienste des römischen Hofes stehen könne.

Doch die überwiegende Wahrscheinlichkeit schließet die Möglichkeit des Gegentheils nicht aus, besonders in unsern Tagen, wo wir so viel Unglaubliches erlebt haben. Also möglich ist es, daß der Verfasser nicht allein ein Mitglied der evangelischen Geistlichkeit wirklich sei, sondern auch daß er selbst sich noch für einen evangelischen Christen halte, ungeachtet er geradezu den ewigen Feinden des evangelischen Lichtes in die Hände arbeitet. So wunderseltsam solch ein Widerspruch dem ersten Anschein

nach ist, so erklärt er sich doch, wenn man einen Blick wirft auf die Erscheinungen am wissenschaftlichen Himmel des nördlichen Deutschlandes.

Fast mit dem Beginn des neunzehnten Jahrhundertes, um die Zeit, als der Königsbergische Weltweise in die Ewigkeit hinüber gegangen war, eröfnete sich unter uns eine philosophische Schule, die nichts geringeres bezweckte, als dem längst abgestorbenen Leichname der Scholastik neues Leben einzuhauchen, und den wissenschaftlichen Strebungen, welche seit dem funfzehnten Jahrhunderte über Europa sich verbreitet, und eben jene Scholastik verdrängt hatten, eine andere Richtung zu geben. Zwei Steine des Anstoßes lagen aber im Wege, der gesunde Menschenverstand und das mit demselben in Einklang stehende Sittengesetz. Jener war von jeher als ein Probierstein wissenschaftlicher Ergebnisse angesehen worden; dieses aber bewahrte vor den Verirrungen, zu welchen Unklarheit, Rechthaberei und Unduldsamkeit das menschliche Herz verleiten. Die Nothwendigkeit, diese beiden Hindernisse auf die Seite zu schaffen, leuchtete ein; daher sparte man keine Anstrengungen, um nach allen Richtungen gegen sie an zu kämpfen. Zuförderst suchte man sich in dem Gebiete des Schriftenthums, durch welches auf das große Publikum gewirket wird, festzusetzen, in Hoffnung, von da aus auch in andere wissenschaftliche Gebiete Einfälle zu machen. Und so fing man damit an, ins Gesicht es uns zu sagen, daß es bis auf Göthe noch keinen

Dichter gegeben habe, und daß überhaupt ein Deutsches Schriftenthum erst gegründet werden müsse. Gellert, eine prosaische Seele und fader Moralist! Klopstock, ein Versekünstler ohne Ideale! Lessing, blos fähig, poetische Rechenexempel zu machen! Wieland, ermangelnd aller Originalität, nur groß gesäuget an den welken Brüsten der Französischen Litteratur! Was Wunder, daß in einem Schriftenthume, wo sich so wenig Schwung zum Ungemeinen, zum Idealen zeige, nur Werke gemeinen Schlages erschienen, denen der Stempel des Schaal-vernünftigen und des Fade-moralischen auf die Stirne gedrückt sei! Die Poesie müsse erst poetisirt werden, und dazu fände man Muster, nicht etwa im griechischen und römischen Älterthume, sondern in dem so anziehenden romantischen Mittelalter, wo man überhaupt das Heil der Menschheit zu suchen habe.

Man muß gestehen, daß dieser Kampf mit vieler Kühnheit, und nicht ohne Geschicklichkeit geführet wurde. Den Erfolg begünstigte der Zeitumstand, daß die vorzüglicheren Köpfe Deutschlandes theils schon im Grabe lagen, theils verstummet waren vor dem Medusenhaupte des Französischen Zwingherrn, der ja auch ein Mittelalter bezweckte, nur in einer anderen Form. So geschah es dann, daß, als die Deutschen den Schreck überwunden, und das Schlangenhaupt getödtet hatten, ein Gewirr von widerstreitenden Stimmen laut wurde, aus welchen so viel hervorging, daß die gährende

Masse einen Stich bekommen, und aus der geistigen Gährung in die saure überzugehen drohe.

Nun schimpfte man auf das unpoetische, sogenannt philosophische, achtzehnte Jahrhundert; machte die Poesie zum Elemente der Religion, und die Beschäftigung, wo möglich, aller fünf Sinne zur Bedingung der Unterhaltung in Kirchen, wie in Schauspielhäusern; fand den protestantischen Gottesdienst völlig ungenießbar, weil da zu viel gesungen und zu viel geprediget werde, wobei noch die verdächtigen Worte: Tugend, Gewissen, Vernunft, Aufklärung, Menschenveredlung u. s. w. von den Kanzeln ertönten; klagte die Reformation an, wegen ihres Aufstandes gegen die Legitimität des theokratischen Systems, aus dessen Umsturze alle neueren Umwälzungen hervorgegangen; bedauerte den Untergang der Leibeigenschaft, des Ritterthums, des Mönchthums, lobpreisend den bürgerlichen Zustand, welcher nach allen Richtungen vom Pfaffenthume durchdrungen ist; träumte sich in Besitz der Naturgeheimnisse, so als hätte man bei Erschaffung der Welt mit zu Rathe gesessen, dürfe also auf Erfahrung-Kenntnisse mit hoher Miene herabblicken; trieb Abgötterei mit den schönen Künsten, und wanderte nach Italien aus, um dort zwischen Madonnen- und Heiligenbildern den höchsten Genuß sich zu verschaffen, dessen der menschliche Geist fähig sei.

Weil aber alle Schwärmerei ihr unvermeidliches Ende in der Ueberspannung findet, so sehen

wir denn auch jetzt schon, daß das romantische Fieber ein wenig nachgelassen hat, und daß die Giganten, die den Himmel stürmen, und ihre Götzen dorthin versetzen wollten, sich allmälig zur Ruhe begeben. Unterdessen aber stellt sich uns in grellem Lichte der Nachtheil dar, daß der Theil unserer Jugend, der aus solch einer Schule hervorgegangen, für das thätige Leben verdorben sich zeigt, in dem Verhältnisse, je grenzenloser der Dünkel ist, womit sie die eben empfangene Weisheit schnell wieder an den Mann zu bringen sucht; eine Weisheit, die nur in Nebel und Dunkel sich gefällt, in dem Abentheuerlichen, Fantastischen, Zweideutigen, Räthselhaften sich ergehet, und ganz besonders liebt, alles auf die Spitze zu stellen, in ewigem Widerspruche mit den Ansichten des schlichten Menschenverstandes. Gott bessere es!

II. Erläuternde Zusätze.

Ein als Geschichtforscher hochgeschätzter Redner sagte einst in der Badenschen Ständeversammlung: „Heut zu Tage giebt es Protestanten, welche ka„tholischer sein wollen, als wir Katholiken." Zu diesen Protestanten hat sich nunmehr namentlich bekannt Herr Julius Müller, evangelischer Pfarrer in Schönbrunn, als Verfasser der Beurtheilung des Werkes über die katholische Kirche Schlesiens. Zugleich hat er sich für die von ihm ergriffene Partei so entschieden erkläret, daß er in der erneuerten Auflage seiner Schrift auch nicht eine einzige seiner anstößigen und eben deswegen von der Kritik in Anspruch genommenen Behauptungen zurückgenommen oder beschränkt hat, und daß er durchaus verschmähet, über die besondere Veranlaßung und den eigentlichen Zweck, aus denen seine Schrift hervorgegangen, die mindeste Auskunft zu geben. Und doch ist das urtheilende Publikum jezt, da er sich genannt hat, noch mehr berechtiget zu fragen: was einen evangelischen Religionslehrer bewegen konnte, in eine ihm fremde Angelegenheit mit auffallender Zudringlichkeit sich einzumischen, und dabei Grundsätze zu vertheidigen, die nicht allein der sich selbst bewußte Protestant, sondern auch jeder christliche Glaubensgenosse, der die ewigen Wahrheiten der Vernunft und die Lehre Christi, wie sie

uns durch die Religions-Urkunden überliefert worden, als die allein zuverläßige Richtschnur seiner Ueberzeugungen und Handlungen ansieht, verwerflich finden muß.

Was der Gegner des katholischen Theologen von leidenschaftlicher Aufregung der Gemüther und von einer anzuempfehlenden ruhigeren und billigeren Beurtheilung der katholischen Kirche vorbringt, ist theils an sich ungegründet, theils auf sein Verfahren in dieser Angelegenheit nicht anwendbar. Denn, was lezteres betrift, so geht ja aus den von ihm behaupteten, und gegen den katholischen Geistlichen, welcher doch seiner Kirche treu bleiben will, angewendeten Grundsätzen hervor, daß nicht so wohl die katholische Kirche das eigentliche Ziel seiner Vertheidigung sei, als vielmehr das Pabstthum mit seinen Anmaaßungen und Ansprüchen auf Alleinherrschaft und blinde Unterwerfung. Den Unterschied aber, der zwischen katholischer Kirche und der päbstlichen, oder römisch-katholischen Statt findet, zu bezeichnen, genüge es hier auf folgende geschichtliche Thatsachen hinzudeuten.

Es hat nämlich durch Jahrhunderte eine allgemeine (katholische) christliche Kirche gegeben, ehe noch die besondere römische Kirche, oder das Pabstthum, als anmaaßliche Machtinhaber der allgemeinen, dahin gelangt war, daß sie keine andere, weltliche oder geistliche, Macht mehr über sich dulden wollte. „In den ersten Zeiten der christlichen Kirche“ sagt Kajetan Weiler, „begann ein Katho-

„lizismus heiliger Gesinnungen durch Erbauung „angereget. Gegenwärtig sehen wir vielfältig ei„nen bloß italischen Katholizismus, und nur selten „einen menschlichen, einen evangelischen."

Ferner ist durch die Ausbildung des Pabstthums der wahren Allgemeinheit der christlichen Kirche (dem Katholizismus) offenbarer Eintrag geschehen. Keineswegeges waren es bloße Glaubenssätze und Kirchengebräuche, welche die morgenländische von der abendländischen Kirche trennten; noch weniger waren sie es, welche die späteren Kirchenverbeßerer zur Abscheidung von der katholischen Kirche bewogen. Aber die schreienden Misbräuche, welche aus der päbstlichen Anmaaßung hervorgegangen, und durch den Cölibat, die Mönchsorden, die Entziehung der Landessprache, die Unterdrükkung des Bibellesens, den Ablaßhandel u. s. w. befördert wurden, diese waren es, welche die Gemüther erbitterten, und endlich die förmliche Trennung zu Stande brachten.

Endlich offenbaret sich der Unterschied zwischen katholischer Kirche und Pabstthum ja immer deutlicher im wirklichen Leben, vorzugsweise in Deutschland, wo ein allgemeiner verbreiteter und beßerer Unterricht und der aus der deutschen Sinnesart noch nicht entwichene Ernst der Forschung für Wahrheit und Recht allen Anmaaßungen und Täuschungen in Bezug auf göttliche Dinge entgegen wirkt, und die Gemüther zu einer zweiten Kirchenbeßerung vorbereitet, die vielleicht eben durch die

Hartnäckigkeit des römischen Hofes früher, als sonst zu vermuthen wäre, wird zur Reife gebracht werden. Von Deutschland ging die erste Kirchenbeßerung aus, von eben daher wird auch die zweite ausgehen, wenn nicht etwan in andern Ländern jezt nicht vorherzusehende Ereignisse vorfallen *). In der Welt, wie sie sein sollte, müßten eigentlich alle ins Ganze eingreiffenden Beßerungen von oben herabkommen; in der Welt aber, wie sie ist, geschehen sie gewöhnlich von unten nach oben, obwohl unter Kampf und Leiden, als den anscheinenden Bedingungen alles Lebens, aber sie erfolgen gewiß und bestimmt, weil alles in der Welt seine Zeiträume der Entwickelung hat, die durch Hindernisse wohl verzögert, aber nicht zurückgehalten werden.

Diese unleugbare Verschiedenheit des Katholikenthums vom Pabstthume, längst dargethan von katholischen Theologen, läßt aber unser evangelische Pfarrer ganz unbeachtet, indem er nur immer jenes nennt, wenn er von diesem spricht, welches er uns Protestanten zu milderen Ansichten empfehlen will. Vergebens aber sind alle Versuche, Protestantismus und Papismus in mildere Verhältniße setzen zu wollen; zwei feindselige Elemente, die ihrer Natur nach einander entgegenkämpfen müßen. So lange es ein Pabstthum giebt, welchem die Eigenschaft der Milde gegen andere Glaubensgenossen

*) S. Anmerkung 1.

durchaus fremd ist, ungeachtet es gegen die folgsamen Anhänger eine fast unbeschränkte, sogar Unsittlichkeit und Verbrechen begünstigende Nachsicht äußert, so lange wird das Bestehen des protestantischen Geistes fortdauernd bedrohet, und dieser eben dadurch genöthiget, auf die Vernichtung des Starrsinns seines entschiedenen Gegners zurückzuwirken *). Erst dann, wenn der letzte Pabst die nur zu lange Reihe seiner Vorgänger wird beschloßen haben, erst dann wird die evangelische Kirche aufhören, eine protestirende zu sein, und ihrer Vereinigung mit der katholischen zu einer wahrhaft allgemeinen christlichen Kirche wird kein wesentlicher Punkt entgegenstehen, weil sich dann beide einander werden genähert haben. Diese Annäherung ist bisher vom Pabstthume durch alle ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel verhindert worden. Unter diesen gebühret den Jesuiten die erste Ehrenstelle; daher möge auch ihrer hier gedacht werden.

Wenn es möglich gewesen ist, daß die Herausgeber der ehemaligen Berlinischen Monatschrift vor länger als dreißig Jahren das Nicht-völlig-Abgestorbensein der ehrwürdigen Väter durch den eignen Duft, der sich aus ihrem Grabe verbreitete, auswittern konnten, so darf es nicht im mindesten auffallen, wenn wir an ihr Vorhandensein und (welches gleichviel ist) an ihre Umtriebe glauben, nachdem wir sie mit unsern leiblichen Augen aus

*) S. Anmerkung 2.

dem Grabe haben wieder aufstehen sehen. Da der Herr Bischof von Hermopolis, nach langem Sträuben, doch endlich das Dasein derselben förmlich zugestanden hat, und sich hinterher nur wundert, wie man sich über etwas, das doch so natürlich sei, habe wundern können, so würde eine gewiße Unschicklichkeit darin liegen, wollte der Herr Pfarrer von Schönbrunn mit dieser Angabe einer hohen Behörde sich in Widerspruch setzen, und mit dem Leugnen fortfahren. Wegen der Gespensterfurcht aber, die uns vor diesen aus dem Grabe hervorgegangenen Gestalten anwandeln könnte, darf er ganz ruhig sein. Wer die lezten funfzig Jahre mit Aufmerksamkeit durchlebte, besitzet die selbst gemachte Erfahrung einer Weltgeschichte im Kleinen, hat dabei so manches gelernet, und ist über so manchen schweren Punkt hinweg gekommen, daß er endlich zu einer Art von Gleichmuth und Abgeschloßenheit gelangt ist, die sich unter andern darin zeiget, daß zwei entgegen gesetzte Regungen aus seiner Seele verschwunden sind, auf der einen Seite alle kühnen Hoffnungen einer schnellen Weltverbesserung, auf der andern aber auch alle Furcht vor jeder Gattung von Antichrist. Denn wenn die Natur in ihrem unwandelbaren Gange der Entwickelung, obschon langsam und mit scheinbaren Rückschritten, doch im Ganzen immer vorwärts schreitet, so sind alle diejenigen Menschen, welche auf Stillstehen und Unveränderlichkeit ihr Heil gebauet haben, dem unvermeidlichen, bald schneller,

bald langsamer erfolgenden Untergange geweihet. Und somit wissen wir mit Ueberzeugung, daß die Zeit nicht ausbleiben wird, wo Pabst und Jesuiten ihre Rolle werden ausgespielet haben, trotz allen Anstrengungen, den morschen Stützen ihres kunstvollen Schauspiel-Gerüstes mit neuen Strebepfeilern zu Hülfe zu kommen.

Eine ganz andere Bewandniß hat es mit den Verhältnißen zwischen den Mitgliedern der katholischen und evangelischen Kirche, wie sie unter uns sich verwirklichet haben. Hier waltet kein Umstand ob, der nothwendig die Gemüther von einander entfernen müßte. Die katholische Kirche beruhet wesentlich auf demselben Grunde der Christengemeinschaft, wie die evangelische. Von den Glaubensvorstellungen, welche jener eigen sind, hat diese einen Theil beibehalten, einen andern Theil aber abgeändert oder aufgegeben. Hierüber herrschen verschiedene Meinungen, jedoch nicht blos zwischen den verschiedenen Kirchen, sondern auch unter den einzelnen Mitgliedern einer jeden von ihnen. Aber Verschiedenheit der Meinungen trennet die Menschen noch nicht, wenn nur keine auf gewaltsame Unterdrückung der anderen hinausgeht. Was aber die schroffen und harten Aussenseiten betrift, deren der Gegner des katholischen Geistlichen erwähnet, so sind sie der katholischen Kirche nicht eigenthümlich angehörend, sondern sind der ihr aufgedrungene Panzer, womit das Pabstthum sie umgeben, um sie vor der Berührung mit andern Be-

kennern des christlichen Glaubens zu bewahren. Demungeachtet hat die Macht der Zeit und der Einfluß einer nichts weniger als gestalt- und gehaltlosen Aufklärung es allmälich, vorzüglich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, dahin gebracht, daß in den meisten Theilen von Deutschland, und namentlich in Schlesien, die Verhältnisse zwischen Protestanten und Katholiken auf eine so freundliche Weise sich geordnet haben, wobei nur wenig zu wünschen übrig geblieben ist. Im Fortgange der Jahre ist dieser, von beiden Seiten geäußerte, wahrhaft christliche Sinn der Verträglichkeit in alle Verzweigungen des gesellschaftlichen Zustandes übergegangen, und hat die Formen der Sitte und Gewohnheit angenommen.

Wenn nun unter solchen Umständen die Stimme eines Protestanten sich hören läßet, der einen Katholiken, welcher in den Angelegenheiten seiner Kirche wohl bewandert ist, über den Geist des Katholizismus belehren will, diesem Geiste aber den des, eben von jenem bestrittenen Papismus unterschiebet, der alle schroffen und harten Scheidewände will aufrecht erhalten wissen, damit es ja zu keiner Einigung, sondern vielmehr zur blinden Unterwerfung komme; wenn eine so anmaaßende Stimme hierbei von milder Gesinnung und Verträglichkeit sprechen will, die zwischen Katholiken und Evangelischen längst geübet worden, ehe der Stimmgebende geboren war, die aber zwischen Papismus und Protestantismus nie geübet werden kann: darf

man sich dann wohl darüber beschweren, falls die wachsamen Freunde des evangelischen Lichtes, innerhalb und außerhalb der protestantischen Kirche, meinen, auf wahre Verträglichkeit, welche immer zu einer Einigung sich hinneiget, sei es hierbei wohl nicht abgesehen; auch sei es wohl nicht eigentlich die katholische Kirche, deren Vertheidigung man bezwecke, sondern es handle sich davon, das Pabstthum in ein milderes Licht zu stellen; denn, was katholischer sein wolle, als der Katholik, befördere nicht das Beste der katholischen Kirche, sondern den Vortheil des Pabstthums!

Wie es möglich sei, daß Protestanten einem solchen Verfahren sich hingeben können, ohne zu gleicher Zeit der protestantischen Kirche förmlich zu entsagen, (eine krankhafte Erscheinung unseres Zeitalters, die um so bemerkenswerther ist, weil sie keinesweges die schlechteren Köpfe befällt,) darüber haben wir oben schon unsere Ansicht mitgetheilet, indem wir auf eine philosophische Schule, die viel Aehnlichkeit mit der älteren Scholastik hat, hinwiesen. Vielleicht ist es nicht ohne Belehrung unserer jüngeren Leser, wenn wir jenen Andeutungen, mit Hülfe der Erinnerungen eines im Alter ziemlich vorgerückten, nicht der Erfindung, sondern der Anwendung und Zugutmachung wissenschaftlicher Lehrsätze gewidmeten Lebens, eine etwas weitere Ausführung geben *).

---

*) S. Anmerkung 3.

Im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhundertes erfreute sich die wissenschaftliche Welt der Erscheinung einer Philosophie, welche allem Hader unter den Philosophen und dem ewigen Zwiespalte zwischen Philosophie und Theologie ein Ende zu machen, und zur Befestigung der schon von Bako bezeichneten Grundlage aller Erfahrung-Kenntniße beizutragen schien. Kant hatte die Grenzen des menschlichen Verstandes abgestecket, über welche hinaus kein sicheres Wissen, sondern nur ein Herumschweifen in den weiten Räumen einer leeren Ideenwelt Statt findet; er hatte, zur Befriedigung des dennoch unabweislichen Bedürfnißes, in diese Ideenwelt hineinzudringen, einen vernünftigen Glauben philosophisch begründet, der mit jeder, auf geschichtlichen Angaben beruhenden Religion, die nicht gradehin einen blinden Glauben verlanget, im besten Einverständniße sich befindet; er hatte dem schlichten Menschenverstande sein Recht wiederfahren laßen, indem er alle metaphysischen Träumereien in ihre Richtigkeit zurückwies, und das Sittengesetz auf einen Grundsatz feststellete, der wesentlich derselbe ganz einfache und allgemein verständliche ist, welchen Christus gelehret hat. Eine Philosophie von dieser Beschaffenheit und Richtung, mitten inne stehend zwischen dem Dünkel der Alleswisserei oder des Unglaubens und der herrschsüchtigen Unverträglichkeit der Unwissenheit und des Aberglaubens, scheint ganz geeignet, allen Forderungen zu entsprechen, welche überhaupt

an die Philosophie zu machen erlaubt ist; auch erweckte der Eindruck, den sie auf die denkenden Köpfe in Deutschland und anderen Ländern gemacht hatte, die zuversichtliche Hoffnung, mit ihr sei ein Lichtpunkt erschienen, der seine wohlthätigen Strahlen über die verschiedenen Zweige des menschlichen Denkens und Forschens verbreiten, und Frieden und Gedeihen im Reiche der Geister befördern werde. Es fehlte ihr nichts, als die Klarheit und Leichtverständlichkeit einer, aus den reichhaltigen Quellen unseres Deutschen Grundwortthums geschöpften Kunstsprache, deren Werth schon Leibnitz erkannt, und die Wolf, obzwar unter beschränkteren Ansichten, ins Leben einzuführen den ersten Versuch gemacht hat *).

Aber kaum hatte sich die wissenschaftliche Welt mit den Darstellungen dieser Philosophie vertraut gemacht, kaum war das neunzehnte Jahrhundert erschienen, welches in so vielen Hinsichten das Widerspiel des achtzehnten werden sollte, als auch schon jener Lichtpunkt mit Nebelwolken bedeckt wurde, und unter Begünstigung der dann bald eintretenden, für den leiblichen und geistigen Wohlstand des Deutschen Volkes so drangvollen Verhältniße ein Kampf sich entspann, der seit dem Untergange der älteren scholastischen Philosophie für immer beendiget zu sein geschienen hatte; der Kampf einer anmaaßlichen Schulweisheit gegen die, von Ver-

*) S. Anmerkung 4.

nunft und Erfahrung ausgehenden Fortschritte der Wissenschaften.

Wie das Philosophiren der älteren Scholastik nicht in einem Aufsuchen und Forschen nach Wahrheit bestand, sondern in einer, mit aller Gewandheit spitzfindiger Denkkunst durchgeführten Vertheidigung in vorausangenommener Grundsätze sich äußerte, so geschah dasselbe auch jetzt; da man aber mit den dialektischen Spitzfindigkeiten allein die Gemüther gefangen zu nehmen sich nicht getrauete, so rief man das lose Spiel einer ungezügelten Einbildungkraft und höheren Sinnlichkeit, welche man Gemüthlichkeit nannte, zur Hülfe herbei. Uebrigens sorgte man jetzt, wie damals, für das nöthige Dunkel in Sprache und Ausdruck; verfolgte den gesunden Menschenverstand, wo er sich nur blicken ließ; haßte alle Aufklärung, und mußte mithin Partei nehmen gegen das, durch Klarheit der Geister sich auszeichnende, griechische und römische Alterthum, mit dessen Hülfe die ältere Scholastik war gestürzet worden; und demzufolge kam man dahin, mit dem Geiste des Mittelalters sich in Verbindung zu setzen. Unduldsamkeit und Verketzerungsucht gehören wesentlich zu dem Hülfsmittel sich geltend zu machen, und da das Idol, dessen Schutz man durch Anbetung zu gewinnen suchte, den Ausspruch gethan: „Nur der Lump ist bescheiden!“ so übte man jene Eigenschaften nicht blos bis zur edlen Unverschämtheit, sondern bis zur göttlichen Grobheit.

Es ist oben angegeben worden, auf welchen Wegen herandrängend man einen Platz in der öffentlichen Meinung zu erringen suchte, und bis zu welchem Grade der Kraftäußerung man gelangt war. Hier noch einige Pinselstriche zu diesem Gemälde des Zeitalters, als Beweis, was man uns Deutschen alles bieten zu dürfen glaubte.

Die Sittenlehre sollte durchaus in Verruf gebracht werden, insofern sie auf Selbstständigkeit Anspruch zu machen wage; nur als dienende Magd der Dichtkunst wollte man sie etwas gelten laßen. Auch die Religion sollte nichts sein, als die vollkommenste Aeußerung des Schönheitgefühls. Einer der erhabensten Meister, ein wahrer doctor irrefragabilis der neueren Schule, hatte sich sogar bis zu dem Gedanken hinaufgeschwungen, daß der höchste Akt der Gottesverehrung die Umarmung eines schönen Weibes sei. Indeßen wurde das erwähnte Idol, von welchem die Schule ein Erzeugniß als die „größte Tendenz des Jahrhundertes“ angepriesen hatte, von den Franzosen, die doch sonst nicht die strengsten Sittenrichter sind, wegen auffallender Beleidigung des sittlichen Gefühls und Anstandes bei einer andern Veranlaßung in harte Rüge genommen.

Der poetischen Poesie mußte alles unterliegen; nichts wurde verschonet; am schlechtesten kam die Natur weg. Sie mußte sich gefallen laßen, gerenket, gedehnet oder zusammengedrückt zu werden, bis sie in die Pokrustusbetten paßte, welche man für

sie zu zimmern beliebte. Denn die Naturforschung war eine Naturgesetzgebung geworden; nicht beobachten wollte man die Natur, sondern sie schaffen, nach eignen Ideen zusammensetzen. Und dazu glaubte man hinlänglich befähiget zu sein, denn wenn die Naturphilosophie, nach dem Ausspruche eines anderen doctoris angelici, „die Wissenschaft von der ewigen Verwandlung Gottes in die Welt ist," so sind diese Philosophen von dem „Begattungsakte Gottes mit der Welt," welcher Akt auch eine „Bestrahlung" oder „Bespeichelung" genannt wird, lebendige Zeugen gewesen, und wissen davon etwas zu erzählen *). Was haben sie also nöthig, nach einer ihnen entbehrlichen Erfahrung zu fragen, die uns anderen ein Bedürfniß ist! Oder wenn sie dennoch (wie es scheinet, ein wenig folgewidrig) darauf sich zu berufen würdigen, so ist es nicht selten eine Erfahrung aus der eignen Fabrik, d. h. in der Einbildung bloß bestehende. Doch dürfen wir auch hier nicht verschweigen, wie diese Schulweisheit, auf Naturwissenschaft und Heilkunde angewendet, es dahin gebracht hat, daß bei den leidigen Franzosen, deren Natur wie wasserscheu sich gegen die Mystik sträubet, die Ausdrücke Metaphysicien Allemand und Metaphysicien Phantaste als sinnverwandte verwechselt werden.

Mit vorzüglich regsamen Eifer in Lehre und Beispiel trieb die Schule die Kritik der schönen

---

*) S. Anmerkung 5.

Künste, die sie zu einer unerwartet hohen Bedeutung emporhob, gleichsam als habe der menschliche Geist kein höheres, wesentlicheres Bedürfniß. Dichter zu sein, galt ihr für den Ausdruck der höchsten Würde des Menschen; dem Dichter, als dem Schooßkinde der Natur, theilte sie im Reiche der Geister die Rolle zu, wie die Fabel dem Löwen im Reiche der Thiere. Aber freilich wurde zuvörderst nur der Eine als dieser Rolle würdig befunden; alle übrigen, die sonst als Dichter gegolten, mußten verschwinden vor der neu aufgesteckten Fackel der Kritik, die nichts geringeres bezweckte, als eine Wiedererweckung der Kunstgestaltungen des herrlichen Mittelalters.

Das große Ereigniß, welches für die Redekünste aus diesem Streben hervorging, war die Aufstellung der Idee eines eben so blinden wie unerbittlichen Schicksals, dem sich der Mensch mit gleicher Blindheit unterwerfen müße, so daß dagegen zu kämpfen nicht anders erscheine, als das Krümmen des Wurmes unter den zertretenden Füssen eines unempfindlichen Bubens. Die Verwünschungen eines Zigeunergesindels, die Vorhersagung irgend eines Gauklers, die Träume und Ahndungen eines Mondsüchtigen wären demnach, als würdige Vertreter solch eines Schicksals, hinlänglich, die Kräfte eines hohen, edlen Geistes mit Zauber zu belegen, gleich dem Blicke der Klapperschlange, womit sie das unschuldige Vögelchen in ihren Rachen locket. Rechnet man hinzu die Geisterspuke, die

Hexereien und sonst allerhand Teufeleien, welche so gestalteten Kunsterzeugnißen zum Hebel dienen müssen, so scheint der Zweck von allen dem kein anderer zu sein, als den Verstand und das Gefühl des Lesers oder Zuhörers in die Presse zu nehmen, während er einer müßigen Neugierde fröhnet. An eine Erhebung und Veredlung des Geistes durch den Kampf mit den umgebenden Schwierigkeiten, an eine Aussöhnung mit dem Schicksal durch Befriedigung des sittlichen Gefühls ist da nicht zu denken, wo sich keine Spur vorfindet einer höher waltenden, allweisen und allgütigen Vorsehung, welche der, seine Kräfte übende Mensch mit Bewußtsein und Ergebung verehret, wenn sie auch nicht alle seine Anstrengungen mit dem erwarteten Erfolge belohnen kann. Aber nicht so ist es gemeint, nur seine gänzliche Ohnmacht, seine Nichtigkeit als willenloses Werkzeug soll der Mensch fühlen, damit ihm eine priesterliche Anweisung auf jene Welt zum Bedürfniß werde *).

Gleiche Bewandniß hatte es mit dem sich unmäßig breit machenden Geschwätz über bildende Künste. Am Ende läuft es auch mit ihnen und der edlen Tonkunst darauf hinaus, daß mit dem Gebrauche, welchen der, zwischen Gott und den Menschen als Vermittler sich hinstellende Priester von ihnen machen kann, ihr höchstes Ziel erreicht sei. Als Lieblingsdarstellungen zeigte man uns also den

---

*) S. Anmerkung 6.

Ausdruck der Unruhe, der Angst, der Verzweiflung, der Vernichtung; die Gestalten des körperlichen Leidens, des Todes, der Verwesung, in allen bis zum Gräßlichen gehenden Abstufungen; die Schrekken des Weltgerichtes und die Qualen der Verdammten; wogegen dann, wohlthätig abstechend, um so reizvoller erscheinen das wunderschöne Antlitz der ewig jungen Madonna, die vollen, runden Gesichter der Engel- und Mönchköpfe, mit den Verzierungen der Heiligenscheine, der Kreuze und Rosenkränze *).

Sobald die Schule in das Gebiet vorgedrungen war, wo Kirche und Staat mit einander in Berührung kommen, säumte sie nicht, einen Rechtsgrundsatz aufzustellen, dessen Beweisführung wir in dem oben angeführten Kettenschluße mitgetheilt haben; den Grundsatz nämlich von dem rechtsgültigen Bestande alles dessen, was auf dem Boden der Geschichte Wurzel gefaßet hat. Wenn Andere auf die gehörige Würdigung der geschichtlichen Dauer gewißer Verhältniße aufmerksam machten, um daraus die Folgerung zu ziehen, daß man sich in Acht nehmen müße, Sprünge zu machen, so schwärzte die Schule, statt dieser vernünftigen, im Leben wohl anwendbaren Regel, den unvernünftigen Grundsatz ein, daß man an dem Bestehenden nicht rühren müße, weil es eben durch sein Bestehen ein Recht zum ferneren Bestehen erlangt habe.

---

*) S. Anmerkung 7.

Wenn jene meinten, was unter den jetzigen Umständen unnütz oder nachtheilig scheine, das könne wohl ehedem vortheilhaft, ja nothwendig gewesen sein, so behauptete diese, es sei Verwegenheit an dem, was einmal durch lange Dauer seine Nützlichkeit bewiesen habe, Veränderungen vorzunehmen; durch das Alter habe alles Bestehende eine Heiligkeit erlangt, an der nur die freche Hand eines Umwälzungsüchtigen sich vergreifen könne. Und somit war man auf den Punkt angelangt, wo man alles, sogar das ganze Christenthum, nach Gefallen aufrecht erhalten oder verwerfen könnte, je nachdem es der Lehrordnung der Schule zusaget oder zuwider ist. Die im Ehrentempel der Deutschen hochglänzenden Namen eines Luther, Friedrich II., Josef II., wurden herunter gerissen, und mit denen aller Aufklärer, Dichter und Philosophen, welche aus dem nördlichen Deutschlande hervorgegangen, in den Koth getreten; wogegen vorläufig nur ein einziger Götze aufgestellt wurde, der alle die Huldigung schweigend hinnahm, und seitdem auch stumm geblieben ist *).

Werfen wir noch einen allgemeinen Blick auf das ganze Getreibe der bisher erwähnten wunderlichen Erscheinungen, so drängt sich uns die Frage auf: Wie ist es zu erklären, daß fast aus dem Schooße der kritischen Philosophie eine Schulweisheit hervorgehen konnte, die in so vielen Richtun-

*) S. Anmerkung 8.

gen ihr entgegen stehet? Zwei Umstände scheinen als die vorbereitenden Ursachen angesehen werden zu müßen, ein dritter aber als die eigentlich entscheidende Veranlaßung.

Der Deutsche Geist, der sich zu wenig mit den ins Leben eingreifenden Verhältnißen des gesellschaftlichen Zustandes beschäftiget, hat eben deswegen mehr Hang zu theoretischen Grübeleien, als dieser sich bei andern Völkern vorfindet, die mehr der Welt leben, als der Schule. Was vermochte gegen diesen Hang der kritisch-philosophische Beweis, daß es mit aller Metaphysik gar nichts auf sich habe, und daß mit ihrer Hülfe der menschliche Geist in aller Ewigkeit zu keiner Gewißheit kommen werde! Indem man noch damit beschäftiget war, die Kantische Lehre zu verbreiten, fing man von neuem an, metaphysische Grillen aufzustellen, und von der Erfahrung sich lossagend, dem Spiele der Einbildungkraft sich zu überlaßen.

Zu gleicher Zeit gab es eine Zahl lebhafter Köpfe voller Fantasie, die das Bedürfniß fühlten, thätig zu sein, um sich einen Namen zu machen. Bei dem Zustande unsers wissenschaftlichen Lebens, bei der Sündfluth von Schriften, die alljährlich über Deutschland hereinbricht, hält es schwer sich bemerklich zu machen. Nicht Wunder also, daß jenen Köpfen in den Sinn kam, einen Weg einzuschlagen, der durch das Auffallende, Unerwartete, und den geltenden Vorstellungen Widerstrebende sie zum Tempel des Ruhmes führen sollte!

Aber weder die Grübeleien und das Fantasiespiel der Naturphilosophen, noch die Kunsttheorien und die darnach geformten Schöpfungen der Schöngeister, noch auch die staatswissenschaftlichen Darstellungen und Sibyllensprüche einiger Politiker, deren Federn zwar oft sehr beredsam, aber nicht immer sehr gewissenhaft zu sein schienen, würden je dahin gekommen sein, auf ein gemeinschaftliches Ziel hinzustreben, hätte nicht irgend ein im Stillen wirkender Einfluß so verschiedentliche Kräfte in einen gemeinsamen Wirkungskreis zusammen zu bringen gewußt, um von hier aus auf das große Publikum zu wirken. Es war mit einem Worte die römische Kirchenmacht, welche einen neuen Versuch wagte, den freien evangelischen Geist in Deutschland umzukehren, und die verlorene Heerde sich wieder zuzuführen.

Der Zeitpunkt dazu war günstig gewählet. Napoleon Bonaparte, welcher das Reich Karl des Großen wieder herzustellen begann, hatte dazu, wie dieser, die Hülfe der Kirchenmacht nöthig zu haben geglaubt, und ihr deswegen Bewilligungen gemacht, die um so willkommener waren, da eben von Frankreich ihre völlige Vernichtung ausgehen zu wollen, geschienen hatte. Er meinte sie nur als stummes Werkzeug zu gebrauchen, welches er auf die Seite werfen könne, so bald es ferner nicht zu seinen Zwecken diene; selbst die Warnungen vor der bald anfangs sich zu erkennen gebenden Thätigkeit der Jesuiten wies er mit den Worten zurück: „Laßt

„sie nur fortmachen; die Folge wird zeigen, von „welchem Nutzen sie uns sein können.“ Allein darin hatte er sich geirret, wie er überhaupt in Beurtheilung der Menschen, auf deren List und Verschlagenheit er sich verließ, nicht sehr tiefe Seelenkunde gezeiget hat. Die er allein zu seinen Zwecken nutzen zu können glaubte, gebrauchten umgekehrt ihn als Werkzeug zu Ausführung ihrer Pläne, deren Opfer er am Ende geworden ist.

Auf diese Art hatten die kirchlichen Machtinhaber einen Standpunkt erlangt, auf welchen sie während dem Verlaufe des ganzen achtzehnten Jahrhundertes nicht gestanden; und da sie vor andern Ländern insbesondere Deutschland nie aus dem Auge verloren, und hier in den Jahren der Niedergeschlagenheit ein Kreisen der Ideen wahrnahmen, welches zu einer günstigen Wendung führen zu können schien, so darf man sich nicht wundern, daß jene nicht unbrauchbaren Köpfe, bei welchen es zu dem Umschwung der Ideen gekommen war, auf ein Ziel unvermerkt hingeführet wurden, das ihnen anfangs wohl gar nicht im Sinne gelegen hatte.

Aber wo sind die Beweise dieser nur nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit angegebenen Voraussetzungen? Sie gehen hervor aus dem gut berechneten, ohne leitenden Einfluß nicht so denkbaren Zusammenwirken aller Thätigkeiten auf ein Ziel hin; aus der großen Aehnlichkeit der neueren Schule mit der älteren Scholastik, deren bekannter Zweck die Vertheidigung des Lehrgebäudes der bestehenden

Kirchengewalt war; aus dem dabei sich aussprechenden Hasse gegen die gesunde Vernunft, einem unverkennlichen Merkmale kirchenmächtiger Einwirkungen; endlich aus dem Uebertritte mehrer von jenen Protestanten, welche für die römische Kirche wirksam gewesen.

Der Sturm hat sich nunmehr von dieser Seite ein wenig geleget, indem ein Theil der Aeolusgehülfen im Schooße der dankbaren römischen Kirche ausruhet *), ein anderer Theil aber auf dem Wege umgekehrt zu sein, und das Ziel aus dem Auge verloren zu haben scheint. Vielleicht überzeugten sich diese, daß der übrigens wohl angelegte Plan verunglückt sei, weil durch den von allen Seiten wegen zu großen Eifers erregten Lärm die Geister des Lichtes erwachten, und den Plan zerstörten, bei welchem man auf die anscheinende Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit der angegriffenen Partei mitgerechnet hatte. Der Zustand aber, in welchem jener Sturm das deutsche Schriftenwesen zurückgelaßen hat, ist nichts weniger als erfreulich. Ihm ist es wenigstens zuzuschreiben, daß wir dem Auslande, welches doch neuerdings mehr als sonst Geneigtheit gezeiget hat, uns Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen, noch immer in einem gar sonderbaren Lichte erscheinen. Weil es nicht undiensam ist, sein Urtheil bisweilen aus dem Munde von Fremden zu vernehmen, denen es nicht in den Sinn kommt, zu

---

*) S. Anmerkung 9.

schmeicheln, so wollen wir hier ein Paar Stimmen des Auslandes, wie sie uns eben vorgekommen, abhören.

Ein berühmter Franzose sagt: „Es herrschet „in diesem Lande (Deutschland) ein solches Ge„mengsel von Unsinn und Verstand, von Weltbür„gerei und Spießbürgerei, von Aufklärung und „Mystizismus, von Freiheitsinn und Hundesde„muth, von Geschmack und Barbarei, wie es nicht „leicht irgendwo sonst anzutreffen ist. Wie in der „grauen Vorzeit die Katten und Brukterer in ihren „Wäldern Ungethümer angebetet haben, wie sie „von keines Menschen Auge je in der Natur gese„hen worden, so verehren ihre Söhne in den fin„stern Hallen der Mystik fantastische Gestalten, die „Niemand schildern noch begreifen kann *).“

Ein Engländischer Kritiker (in the unversel review) spricht fast in demselben Tone. „Ein „Deutscher“ sagt er, „ist im Allgemeinen über „oder unter der Natur; seine Darstellungen gehen „nicht aus dem Leben, sondern aus gewißen Stim„mungen des Gemüthes hervor. Hat er Gefühl „für Natur, so sind alle seine Charaktere beschrei„bende Dichter; hat er einen Hang zur Empfind„samkeit, so sind sie alle gewaltige Sentimentali„sten; liebt er das Uebernatürliche, so leben sie „nur in der Geisterwelt. Aber was auch sein „herrschender Hang sein möge, seine Schriften

*) S. Anmerkung 10.

„werden immer reichlich mit Mystizismus und „Metaphysik gewürzet sein.“ Von einer Erzählung Van der Veldes, den Patriziern, wird darauf gerühmet, daß sie „durchaus Original, eine Ausnahme von den deutschen Romanen mache, indem die Charaktere darin denken und handeln, „wie Geschöpfe der Wirklichkeit, statt blos Puppen „zu sein, welche die sentimentalen und metaphysischen Träumereien des Verfaßers aussprechen.“

Wir sind nicht gemeint, diese und ähnliche Urtheile des Auslandes in ihrer Allgemeinheit zu unterschreiben. Deutschland ist groß, und bietet, vermöge seiner Verfaßung, den verschiedensten Geistesäußerungen einen freien Spielraum; welches uns trösten mag über manche anderlei Mängel, die derselben anhangen. Trotz dem Lerme, womit die herrschsüchtige Partei ihre goldenen Kälber zur Verehrung ausstellete, und welchen das Ausland wohl für den Ausdruck der allgemeinen Stimmung halten konnte, hat doch der Kern der gebildeten Köpfe seine Unabhängigkeit behalten, und sie zu vertheidigen gewußt. Aber hoffentlich auch bei den Geblendeten wird der deutsche Geist sich durcharbeiten, und den, ihn schon umschlingenden Netzen entgehen, womit man ihn so gern eingefangen hätte. Schon zeigen sich erfreuliche Merkmale, daß er überhaupt jeder leeren und müßigen Schulweisheit entsagen, und sein Wirken und Forschen mehr dem thätigen Leben zuwenden wolle, nach dem Beispiele anderer gescheuter Völker, die uns in der Lebensweisheit

vorausgeeilet sind, und eben dadurch ein, in unsern gesellschaftlichen Zustand oft nachtheilig eingreifendes Uebergewicht erlangt haben.

Noch am längsten nachklingen wird der angegebene Ton der Schule in manchen jungen Köpfen, welche das Unglück gehabt, verführerische Irrlichter für Himmelslichter anzusehen; eine Täuschung, worüber man der unerfahrenen Jugend am wenigsten Vorwürfe machen darf. Das jugendliche Alter des Menschen, wie das Jugendalter eines ganzen Volkes, ist das natürliche Alter der Dichtkunst und der Täuschung. Je lebhafter die Kraft der Einbildung in diesen Jahren ist, desto leichter kann sie bei einer falschen Leitung das Uebergewicht bekommen, wobei der Verstand auf eine untergeordnete Rolle zurückgesetzet wird. Das Flügelpferd der Musen, die zauberische Fantasie, soll man zwar nicht gradezu vor den Flug spannen, indessen wäre es sehr unweise, ihm nicht Zaum und Gebiß anzulegen, denn sonst erhebet es sich in die entfernten Räume, wo die höchste Weisheit an die Narrheit grenzet, und öfters in sie übergehet.

Recht verführerisch hat auch der Vortrag der Schule auf die empfängliche Jugend eingewirket. Was ist reizender für diese, als ein Reichthum an Bildern, deren eins immer das andere verdränget, womit aber der ordnende Verstand betäubet, und ihm nicht Zeit gelaßen wird, das ihm zukommende Geschäft des Messens und Vergleichens zu üben *).

---

*) S. Anmerkung 11.

Gesellt sich zu diesem Bilderreichthum der Schein des Tiefsinnes, hervorgebracht durch ein künstliches Dunkel, in welches man die Theile des Vortrages, die man nicht beleuchtet haben will, zurückstellet, damit sie ungefähr die Wirkung machen, wie die dunkelsten Schattenstellen eines Gemäldes, so müßte der junge Mann eine sehr frühe Reife des Verstandes erlangt haben, wenn er dem Gesammteindrucke widerstehen, und nicht vielmehr sich gereizet finden sollte, in solchen Darstellungen sich selbst zu versuchen *).

Am verderblichsten auf das Gemüth der Jugend einwirkend ist der unleidliche Geist der Aufgeblasenheit, welcher alles verachtet, was nicht auf dem eignen Miste gewachsen ist. Dadurch wird der Jugend die so nothwendige und liebenswürdige Unbefangenheit genommen, welche man ihr nicht lange genug bewahren kann, zur Sicherung der Empfänglichkeit für jede Art des Schönen, Guten und Wahren. Wird ihr zugleich die Bescheidenheit als ein Merkmal der Schwäche dargestellet, so ist es dann vorbei mit dem reinen Eifer des immer weiter strebenden Geistes, denn kein ehrliebender Bursche wird ein „Lump“ sein, und die Beschränktheit seines Wissens selbst anerkennen wollen. Ohne Scheu wird der junge Mann hintreten, um andere zu belehren, wenn er selbst noch lernen sollte; wird über alles ohne Prüfung absprechen, und Behaup-

---

*) S. Anmerkung 12.

tungen vorbringen, wovon er nach wenigen Jahren das Gegentheil glauben und vertheidigen, oder auch wohl, gegen zugekommene beßere Ueberzeugung, aus bloßer Eitelkeit nicht abweichen wird. Es kommt ja nur darauf an, nach dem Muster der glänzenden Vorbilder der Schule, Aufsehen zu erregen und sich einen Namen zu machen. Und somit ist er in diejenige Stimmung versetzet, welche ganz geeignet ist, dem Parteinehmen sich hinzugeben, und den Einflüsterungen arglistiger Parteiführer ein williges Ohr zu leihen. Der Beruf, für das Reich der Wahrheit zu wirken, ist dann verloren gegangen, und an dessen Stelle ein Spiel der Leidenschaften getreten, dem alle Mittel gleich sind, wenn sie nur zu dem vorgesteckten Ziele führen.

III. Anmerkungen.

.... 1 ....

Geduld und Gutmüthigkeit sind die schwachen Seiten der deutschen Gemüthsart und Ursache, daß Deutschland öfters keine glänzende Rolle gegen das Ausland gespielet hat. Viele haben jene Eigenschaften als Beweise von Mangel alles selbständigen Wesens ansehen wollen, aber ganz mit Unrecht, denn neben ihnen, oder vielmehr mit ihnen unzertrennlich verbunden und ein Ganzes ausmachend ist die Kraft des Widerstandes, der, wie die Geschichte beweiset, sich immer dann gezeiget hat, wenn man vom deutschen Geiste in dem, was er für Recht und Wahr erkannt, das ihm durchaus Widerstrebende verlangte. So geduldig der Deutsche ein ihm aufgelegtes Joch erträget, vielleicht mehr als ein anderes Europäisches Volk, so schüttelt er es doch jedesmal ab, wenn er zu der Ueberzeugung gelangt, daß man den Sinn für Wahrheit und Recht in ihm ausrotten wolle, um ihn in ein blind gehorchendes, willenloses Geschöpf zu verwandeln. Der deutsche Geist ist daher zwar oft in die Enge getrieben, aber doch noch nie ganz eingefangen worden; zu unserem großen Glücke! und zum Glücke unserer Fürsten, die ohne die feste Stütze, welche sie in dieser, oft verkannten Eigenthümlichkeit der deutschen Gemüthsart finden, längst unterlegen

wären der römischen Oberherrschaft in der alten und mittleren Geschichte, wie dem Uebergewichte großer Europäischer Mächte in der neueren!

Wie, als neuestes Beispiel, Napoleon den deutschen Geist falsch beurtheilet hat, darf hier nicht erinnert werden, nur Erwähnung verdient es, daß der Verbannte in Helena, der von allen begangenen Fehlern wenig oder nichts hat eingestehen wollen, doch so viel bekannte, daß er nicht würde gestürzet worden sein, hätte er die Deutschen beßer behandelt gehabt, indem er jetzt einsehe, daß diese ein zuverlässigeres Volk wären, als die Franzosen.

So hat auch von jeher die sonst so feine Staatsklugheit des römischen Hofes den deutschen Geist verkannt, und sich immer überraschet gefunden, wenn sie auf die in ihm verborgen liegende Kraft, die sie sonst den furore tedesco nannte, gestoßen ist. Insbesondere ist es die Biederkeit der Deutschen, in die sich der römische Sinn nicht recht zu finden weiß. Bekannt ist die Aeußerung jenes Pabstes über die wechselseitige Treue Ludwig des Baiern und Friedrichs von Oesterreich. Weniger bekannt möchte sein die Geschäftsanweisung eines päbstlichen Gesandten in der Schweitz aus den Jahren 1609 bis 14. Diese Gesandschaft ist von jeher ein päbstlicher Vorposten gegen Deutschland gewesen; es fehlte also jener Geschäftsanweisung nicht an umständlichen Verhaltungsregeln, unter welchen vorzüglich Langsamkeit im Versprechen empfohlen wird, denn „keine Nazion legt den Aeuße-

„rungen Anderer so gern einen verbindenden Sinn „bei, und wenn sie glauben, Jemand habe ihnen „das Wort gegeben, so verlangen sie, daß man es „ihnen halte!“

Auf ähnliche Weise sagte spöttisch der aus der neuesten Geschichte Frankreichs wohl bekannte Röderer: „Wenn bei der Schöpfung ein Göttinger „oder Jenaer Professor mit zu Rathe gesessen hätte, „so würde er dem Schöpfer nicht wenig zu schaffen „gemacht haben mit der Frage: ob er auch ein „Recht zur Schöpfung hätte?“

.... 2 ....

Von der Unwandelbarkeit der römischen Staatsgrundsätze ein neueres Beispiel! In der Amtsanweisung, die der päbstliche Gesandte in Wien i. J. 1805 erhielt, kommt folgende Stelle vor: „In „Rücksicht der Fürstenthümer und Lehen ist es eine „Regel des kanonischen Rechtes, daß die Unterthanen eines ketzerischen Fürsten von aller Pflicht „gegen ihn befreit bleiben, freigesprochen von aller „Treue und Lehnspflicht.“ Auf diese Regel gründeten sich die aus der Geschichte wohl bekannten Bannungen und Absetzungen in der Ketzerei verharrender, d. h. den römischen Staatsgrundsätzen widersprechender Fürsten. Heute ist es freilich anders, aber die Grundsätze werden fortdauernd behauptet, mit dem Bedauern, daß man „in so un„glückliche Zeiten gefallen, zu einer solchen Ernie„drigung für die Braut Christi, daß es ihr nicht

„möglich ist, so heilige Maximen in Ausübung zu „bringen, und daß man gezwungen ist, den Lauf „der Strenge gegen die Feinde des Glaubens zu „unterbrechen.“

.... 3 ....

Man verzeihe, wenn der Verfasser dieser Blätter von seiner Person redend, sich der Mehrzahl bedienet. Er will damit weiter nichts, als dem naseweisen Ich aus dem Wege gehen, das sich zwar von jeher in der Welt nicht wenig breit gemacht, aber doch noch nicht so arg, wie zu unseren Zeiten, im Philosophenmantel seinen Spuk getrieben hat. Zugleich will er darauf hindeuten, daß seine Stimme nicht die eines Einsiedlers von irgend einer Koralleninsel im stillen Ozeane sei, sondern die eines Beobachters der sehr geräuschvollen Bühne seiner Zeitgenossenschaft; eine Stimme, die das ausspricht, was manche andere Mitbeobachter gleichmäßig gedacht und empfunden haben.

.... 4 ....

Welch ein hohes Ehrendenkmal für den wissenschaftlichen Ruhm der Deutschen würden die Kantschen Schriften sein, und würden als solches auf die Nachwelt übergehen, hätte ihr Verfasser den Willen gehabt, (denn bei so einem umfassenden Geiste bedurfte es nur des Willens) sie Deutsch zu schreiben. Jetzt ist, vorzüglich in seinen Hauptwerken,

die deutsche Sprache meist nur der Aufzug oder die Kette des Gewebes, in welche die fremde Kunstsprache den eigenthümlichen Einschlag macht. Und welch ein Gewinn für die Wissenschaft selbst wäre es gewesen, da dann so viele Misverständniße, welche blos in der Dunkelheit der fremden Kunstsprache ihren Grund gehabt, und um derentwillen man eigne Wörterbücher schreiben mußte, weggefallen wären! Wie viele sonst Gebildete sind aus eben dem Grunde zurückgeschrecket worden, die Schriften des großen Denkers zu lesen! Selbst Ausländer, die mit der deutschen Sprache vollkommen bekannt waren, wurden nur (wie wir dies in einzelnen namhaften Fällen bestimmt wissen) durch die ihnen barbarisch scheinenden, unverständlichen, fremden Wörter abgehalten, sich selbst in der Kantschen Philosophie zu unterrichten. Wenn werden doch die Deutschen aufhören, die herrlichsten Leistungen ihres Geistes zu verunzieren durch die gelehrten Zurüstungen, die davon doch keine wesentlichen Bestandtheile ausmachen, und als Bauhülfsmittel auf die Seite geschaffet werden müßten, wenn der Bau vollendet ist! Wenn werden sie aufhören, aus der Ferne herzuholen, was uns so nahe liegt, und recht eigentlich zu den Eigenthümlichkeiten unseres ganzen Wesens gehöret! Wir rühmen uns des großen Reichthums unserer Sprache, und wissen doch keinen Gebrauch davon zu machen, während der Franzose, den wir wegen der Armuth der seinigen bemitleiden, sich überall zu helfen weiß, ohne zu ausländischen

Sprachen, am aller wenigsten zu der unsrigen, seine Zuflucht zu nehmen. Ein Widerspruch, der uns keinesweges zur Ehre gereichet! Ein großes Glück für uns ist es, daß Tausende von Kunstausdrücken in so vielen Gewerben, Künsten und einigen Wissenschaften von unsern schlichten Vorfahren echt Deutsch gebildet worden sind! Wir haben das Geschick dazu verloren, und würden, sollte es heute noch geschehen, wie die verlaßenen Kinder dastehen, und ängstlich nach den gewohnten Stützen uns umsehen, denn ohne ein halbes Dutzend von Sprachen würden wir nicht glauben fertig werden zu können. Ja es scheint, daß wir immer mehr verlernen, auf eignen Füßen zu gehen.

Hierbei können wir nicht unbemerket laßen, daß die Häupter der neueren Schulweisheit von der Dunkelheit, der mit dem Gebrauche des ausländischen Wortkrams verbunden ist, guten Gebrauch zu machen wußten. Wenn man vorsätzlich einen Gedanken nur halb ausdrücken, oder ihm eine zweideutige Stellung geben will, so steht dann immer ein fremdes Wort zu Gebote, das uns aus der Verlegenheit hilft. Schon Leibnitz sagte: „Wir „Deutsche hätten einen besonderen Probierstein der „Gedanken, und das wäre unsere Sprache selbst; „denn was sich darin ohne entlehnte Worte sagen „laße, das sei wirklich was rechtschaffenes, dahin„gegen fremde Worte oft nur ein leerer Schaum „müßiger Gedanken wären.“ Als Belag hierzu verweisen wir auf das, was Fichte (Reden an die

deutsche Nazion) über die Wörter: Humanität, Liberalität, Popularität geäußert hat.

.... 5 ....

Sollte ein oder der andere unserer Leser neugierig sein nach solch einer Erzählung, ohne sich jedoch an die gelehrten Werke des doctoris angelici selbst wagen zu wollen, so verweisen wir ihn auf einige recht anziehende Bruchstücke in Flörkes Repertorium des Neuesten und Wissenwürdigsten aus der gesammten Naturkunde (2ter Bd.) und versichern ihm in voraus einen Genuß, wie nur immer das ureigenste Werk der Dichtkunst aus der Feenwelt, mit allen dahin gehörigen Ueberraschungen, Verwandelungen, Entwickelungen ihn zu verschaffen im Stande wäre.

.... 6 ....

Die Künste sollen das Leben verschönern. Dies scheinen aber manche Dichter der romantischen Gattung ganz zu vergessen, und einen Gefallen daran zu finden, die Gefühle des Lesers auf die Folterbank zu legen. Wenn ein solcher z. B. zwei Freunde, die durch furchtbar verworrene Schicksale Todfeinde worden sind, in La Trappe (denn Klosterszenen und Mönchgestalten gehören zur Tagesordnung) sich wiederfinden, und ehe sie sich über ihre Irrthümer und Schicksale verständiget haben, als Trappisten zum ewigen Schweigen verdammt, ihr Leben beschließen läßt, so erreget das eine so grausende Vorstellung, daß hierbei von schöner Kunst durchaus

nicht die Rede sein kann. Leihet man sein Ohr deswegen dem Dichter, um von ihm gemartert zu werden?

.... 7 ....

Ließ sich unser Lesepublikum nicht alles gefallen, was man ihm nur immer vorsetzen möge, so müßte man sich darüber wundern, daß man nicht des geistlosen Geredes, wie es in den Zeitschriften gewöhnlich über Künste getrieben wird, längst überdrüßig worden ist. Außer dem oben angegebenen Zwecke dienet es zu nichts, als die Redensarten herzugeben für die eitlen, leeren Kunsturtheile müßiger Schwätzer, über welche der Künstler nur die Achseln zukket. Ein Kunsturtheil hat nur dann einen Werth, wenn es zeigt, wie etwas beßer zu machen ist, oder durch welche Hülfsmittel das Gelungene erreichet worden. Dazu gehöret aber, daß man den Pinsel selbst zu führen, oder ein musikalisches Werk selbst hervorzubringen verstehe, um durch kunstmäßige Ausführung zu zeigen, was sich in Worten gar nicht ausdrücken läßt. Ueberdem hat der bei weiten größere Theil der Leser von den beurtheilten Kunsterzeugnißen gar keine Vorstellung durch eigne Ansicht oder eignes Gehör, wie es doch sein müßte, um nur überhaupt muthmaaßen zu können, was das Kunsturtheil eigentlich sagen wolle. Endlich ist doch auch der Zeitpunkt zu berücksichtigen, in welchem man die allgemeine Aufmerksamkeit, besonders auf bildende Künste, in Anspruch nehmen will. In man-

chem Lande giebt man Hunderttausende aus für Kunstsammlungen und Kunstanstalten, während die Landstraßen noch unfahrbar sind, und Flußverbindungen, die den ausgebreitesten Einfluß auf Beförderung des Handels und der Gewerbe haben würden, und die vielleicht schon seit Jahrhunderten besprochen und verlangt worden sind, unausgeführet bleiben. Der gesunde Hausverstand ist doch sehr schätzenswerth, und der würde meinen, ehe man nicht für einen tüchtigen, warmen Rock und ganze Strümpfe gesorget habe, dürfe man nicht an den Haarbeutel denken.

.... 8 ....

Stummbleiben kann man es wohl nennen, wenn er alles das, was seit jener Zeit die Köpfe und Herzen der Deutschen in lebhafte Bewegung gesetzet, mit Stillschweigen an sich hat vorüber gehen laßen. Wo er aber etwas von sich vernehmen ließ, wäre es beßer gewesen, wenn er seine stumme Rolle beibehalten hätte. Es war nur der Schatten des schon abgeschiedenen Geistes, der sich in unverständlichen Lauten äußerte, in schwachen, tonlosen Klängen ohne Deutung und Zusammenhang.

.... 9 ....

Es ist eine schon öfters gemachte Bemerkung, daß Protestanten, die das Römerthum vertheidigen, nur so lange einen üblen Eindruck machen, als sie noch äußerlich der evangelischen Kirche zugethan

scheinen. Sobald ihr Uebertritt öffentlich erkläret ist, hat ihr Geschäft (ihre Mission) das Ende erreicht, denn wie mit einem Schlage scheint dann alle Kraft zu wirken von ihnen gewichen zu sein. Daher wird dieser bedenkliche Zeitpunkt so lange als möglich hinausgeschoben, und es geschieht gewöhnlich nicht ohne Sträuben, daß man die Maske abnimmt, und sich zu Ruhe verfüget.

.... 10 ....

Und was glaubt man wohl, wessen Stimme das sein möchte? Eines Freisinnigen? Eines Bonapartisten? Eines Unruhsüchtigen? Nichts von allen dem! Es ist die Stimme des Heroldes der Legitimität, des Vertheidigers der christkatholischen Kirche, die Stimme des hochberühmten Chateaubriands (in der Lebensbeschreibung des Herzogs von Berry).

Hierbei eine Abschweifung, in welcher wir auf einen schon berührten Gegenstand noch einmal zurückkommen, weil hier doch überhaupt von dem wissenschaftlichen Wirken der Deutschen geredet wird, dieses aber durch Ordnung und Klarheit der Vorstellungen bedingt sein sollte.

Uns Deutschen, die wir in Rücksicht der Verschiedenheit unserer Meinungen in der ungebundensten Freiheit leben, wie die Wilden in Amerika, fällt es auf, wie es Gegenstände geben könne, über welche alle Franzosen, von allen Parteien, fast gleichmäßig denken, so daß, wer anderer Meinung ist, für einen

Unfranzosen gehalten wird. Dahin gehöret zuvörderst alles, was mit der eigenthümlichen Ehre des französischen Volkes in Berührung stehet; nächstdem aber auch solche Gegenstände, die abhängig sind von einem gewißen, geregelten Gange der Vorstellungen, welcher seinerseits wieder zusammenhängt mit der geregelten Form der französischen Sprache; daher diese Sprache selbst, als Trägerin und Ausdruck der Volkthümlichkeit, den Franzosen ein Gegenstand hoher Achtung ist. Hierin liegt der Grund von mancherlei Erscheinungen, die wir an ihnen wahrnehmen; unter andern auch der Grund, weswegen sie der Mystik nie Geschmack abgewinnen werden. Uns Deutschen der neueren Zeit kommt das alles wie Beschränktheit vor, über welche unser Geist erhaben ist. Wir laßen uns nicht einfallen, unsere Geisteskraft nach der Eigenthümlichkeit unseres Wesens, wozu hauptsächlich die Sprache gehöret, ausbilden zu wollen; wir huldigen der Universalität, wechseln alle Formen und Gestalten, schwelgen in den unendlichen Räumen der Möglichkeit und Wirklichkeit herum, mischen nach hohem Belieben Wahrheit und Dichtung, und laßen uns von keiner Regel der Denkkunst und der Sprachkunst gefangen nehmen. Bei aller dieser Ueberlegenheit, deren wir uns über unsere Nachbaren bewußt sind, wollen dennoch die Zeiten der Französelei noch nicht ganz von uns weichen, und es giebt also auch noch mitten unter uns schriftstellerische Köche, die ohne französische und andere fremde Zuthaten auch nicht

das leichteste Gericht zu Stande bringen können, und die unserm deutschen Gaumen so arg mit dem fremden Gewürz übersetzte Zubereitungen anmuthen, daß sie seiner Natur durchaus widerstehen. (Dem Ordner der Neuen Breslauer Zeitung wird es, in Erwägung seiner nicht politischen Aufsätze, hoffentlich nicht auffallen, wenn ein Schlesischer Landesmann hierbei unter andern auch an seine Garküche denket, die uns doch übrigens nicht so sehr entblößet von beßeren Hülfsmitteln zu sein scheinet, daß aus Noth die ausländischen Büchsen zu allen herhalten müßten.) Daher möchte es doch wohl nicht undienlich sein, wenn wir sonst immer gelehrige Deutsche eben den Franzosen doch auch einmal abmerkten, was sie in Rücksicht der Sprache, die allen unseren Gedanken und Gefühlen das eigenthümliche Leben verleihet, einem Volke, das die Kinderschuhe des ersten, ungebundenen poetischen Zeitalters bereits abgeleget hat, geziemend und wohl anständig finden.

Es ist also Grundsatz bei ihnen, daß in Werken, die nicht zu den streng wissenschaftlichen gehören, die Form des Vortrags wenigstens eben so wichtig, wo nicht wichtiger sei, als der Stoff. Demnach würde es keiner von ihnen wagen, vor dem großen Publikum zu erscheinen, ohne sich mit allen Hülfsmitteln, welche die Landessprache für den Zweck seiner Leistungen bietet, wohl bekannt gemacht zu haben. Sprachkenntniß, die über die Oberfläche hinausgeht, ist dem gebildeten Franzosen ein Bedürfniß, ohne welches er selbst in der gesellschaftlichen Unterhal-

tung keine sonderliche Rolle spielen würde. Sprachlehren und Wörterbücher der heimischen Sprache sind Schriften, die selbst einem, sonst nicht viel Gedrucktes lesenden Geschäftsmanne, wie Napoleon, zur Hand sein müßen. Daher das Wohlgeordnete und Gefällige im Vortrage des gebildeten Franzosen, die geschmackvolle Wahl der Ausdrücke, die Leichtigkeit, womit seine Gedanken in Worte übergehen, und die vollendete Kunst, die Reinheit und Eigenthümlichkeit der Sprache immer festzuhalten.

Wie sehr stehen wir in dem allen gegen unsere Nachbaren zurück! Zwar reden wir gewaltig viel von Aesthetik, mehr als im ganzen übrigen Europa ihrer gedacht wird, aber der schlottrigen Prosa, wie sie selbst bei manchen Häuptern unseres Schriftenthums vorkommet, ist wenig Schönheitgefühl anzumerken. Wie wäre es auch anders zu erwarten, da wir noch so wenig gewohnt sind, unsere Sprache als einen besonderen Gegenstand unsers Forschens anzusehen, und zwar blos in Hinsicht des Gebrauches, den wir von ihr, als Werkzeug für den Ausdruck unserer Gedanken und Gefühle, zu machen haben. Jeder Künstler sucht die Werkzeuge seiner Kunstleistungen aufs genauste kennen zu lernen; wir aber überlaßen die nähere Bekanntschaft mit der Sprache den eigentlichen Sprachforschern, (über welche leider auch ein eigner Unstern obwaltet!) und glauben auch ohne sie uns behelfen zu können. Uns ist z. B. jedes Wort gleich, wie es nur immer in den Mund kommet, oder in die Feder läuft, deutsch oder

undeutsch, leicht verständlich und natürlichen Schlages oder steifen, gelehrten Gepräges, dem Tone des Ganzen zusagend oder abstechend, alles ist uns gut, wenn es nur eben halbwege unserem augenblicklichen Bedürfniße entspricht, und uns Vielschreibende nicht nöthiget, beim Ausdrucke zu verweilen. Der Franzose ist im Stande, einem Gedanken, für den er die passenden Ausdrücke nicht zu finden weiß, lieber eine andere Wendung zu geben, als ihn in einer unfranzösischen Form erscheinen zu laßen. Das kommt uns nun fast lächerlich vor, denn fällt uns nicht sogleich ein deutsches Wort ein, so können wir ja dafür unbedenklich ein französisches nehmen, oder ein engländisches, italisches, lateinisches, griechisches oder irgend ein anderes aus dem halben Dutzend von Sprachen, die wir verstehen müßen, um nur unsere eignen, sprechenden und schreibenden Landesleute verstehen zu können. Giebt es nun einen oder den andern, der das rohe Gemisch nicht schön finden will, so nennen wir ihn einen Puristen; ein Ausdruck, den man Mühe haben würde, einem Franzosen deutlich zu machen, da er gar nicht würde begreifen können, daß das eine Lächerlichkeit sei, seine Sprache möglichst rein sprechen zu wollen, und der sich nicht genug wundern würde, wie die Deutschen über einen Gegenstand so witzig sein können, über welchen noch keinem Franzosen je auch nur das kleinste Späßchen eingefallen ist. Völlig über seine Fassungkraft hinausliegend würde ihm endlich unsere Kritik des Schönen vorkommen, vermöge wel-

cher wir einigen ausgezeichneten Schriftstellern im Fache der Geschichte, wie neuerdings einem Manso, Friedrich Raumer, Varnhagen, gradehin zum Vorwurf machen, daß sie es gewaget, der Reinheit der Sprache sich möglichst zu befleißigen; ein Streben, das bei uns Deutschen, wenn auch bei keinem anderen Volke, so ausgemacht ein Fehler ist, daß wir gar nicht nöthig haben, aus den Schriften eines Kolbe unser Geschmacksurtheil in Rücksicht der Sprache zu berichtigen.

Wir brechen hier ab, obschon wir über einen Gegenstand, der mit der Gestaltung unsers wissenschaftlichen Lebens in genauer Berührung steht, noch manches auf dem Herzen haben; können uns jedoch nicht enthalten noch anzuführen, auf welche Weise ein geistreicher Schriftsteller in der Schweitz einen Franzosen über unsere Sprache und unser Schriftenthum urtheilen läßt. „Eure deutsche Sprache“ heißt es, „ist noch keine reife Sprache; sie ist trotz „ihres inneren Reichthums und ihrer Bildsamkeit „doch noch ungewiß, schwankend, ohne feststehende „Ordnung, indem sie sich mit Wörtern fremder „Zunge überladet, anstatt sich aus ihrem Inneren „herauszubilden. Ihr habt unter euren Schrift„stellern vortrefliche Geister, die jedem anderen „Volke Ehre gemacht haben würden; aber diese „Geister vergaßen das Wesentlichste zu ihrem eignen „Ruhme, eine reine deutsche Sprache zu bilden. „Sie schrieben in einem wunderlichen Mischmasch „von Wörtern, die bald deutsch, bald französisch,

„griechisch, lateinisch, italisch und engländisch sind. „Eure Göthe, eure Wielande, eure Schiller, eure Herder werden früh veralten mit der noch allzu wandelbaren Sprache, und nach hundert Jahren wird man „sie wieder in ein anderes Deutsch übersetzen müßen. „Sie gleichen schönen weiblichen Gestalten, die sich „nicht geschmackvoll und einfach zu kleiden wußten, „als sie sich malen ließen, sondern in bunter, ungestalteter Kleidertracht, mit abentheuerlich aufgethürmten Kopfputz den Urenkelinnen zum Spott sich „darstellten. Alles dagegen, was rein und sich selber „gemäß ist, erregt bleibendes Wohlgefallen; und jede „Sprache ist schön, wenn sie ihrer Natur und Eigenthümlichkeit treu, nur diese entfaltet, nicht fremden „Putz. — Hilf Himmel! Wenn Rousseau, Voltaire, Diderot, aus Schönthuerei oder Nachläßigkeit, „deutsche, italische oder engländische Wörter in ihre „Schriften gemischt hätten, wer würde sie heute noch „lesen! Wer würde die herrlichen Geistesgebilde in „dem bunten, geschmacklosen, quersinnigen Gewande „noch lieben können! Eure deutschen Schriftsteller „vergaßen ihre Würde, und ließen sich in der Sprache „zum gemeinen Haufen nieder, statt diesen zu sich zu „erheben, und ihn erst sprechen zu lehren." *)

.... 11 ....

Der höchst geistreiche Jean Paul Friedrich Richter, der unter den Zierden unseres Schriftenthumes durch

*) S. Nachtrag zu dieser Anmerkung.

Ureigenheit der Laune hervorragen würde, hätte er seiner überreichen Kraft der Einbildung ein wenig die Flügel beschneiden, und die großen Massen seines angesammelten Stoffes unter das Walten einer ordnenden Kritik stellen wollen, deren Mangel ihn nicht selten ungenießbar macht, und der Nachwelt ganz unverständlich machen wird; dieser Jean Paul, dessen herrliches Gemüth nichts weniger als der Finsterniß zugeneiget war, ist doch von der Schule der Finsterlinge gar emsiglich in dem so verführerischen Bilderspiele des Vortrages nachgeahmt, und dadurch ein Ungeschmack verbreitet worden, der oft bis an Unsinn grenzet. Ueber einen der Gebrüder Bohrer ließ sich einmal ein Kunstjünger (in der Neuen Breslauer Zeitung 1821) also vernehmen: „Man könnte ihn einen Stillleben- oder Landschaft-„Geiger nennen. Aus ihm tönen idyllische Figuren „en taille douce. Man glaubt während seines „Spiels in der feinsten Gesellschaft zu sein, wo ein „geschliffener Hofherr im besten Dialekte die artig-„sten Sachen saget, während die zartesten Konfekte „serviret werden. Als Arzt würde er mehr mit „Flieder- und Linden- als mit Schwefel- und „Zinkblüthe zu wirken suchen, auch seinen leidenden „Kunden nichts anderes von Dornen zumuthen, als „etwan den Syrup des idäischen u. s. w.“

.... 12 ....

Einen solchen Versuch, völlig im Geiste und in der Form der Schule geschrieben, finden wir in

einem der neuesten Bülletins (im dritten von 1827) der naturwissenschaftlichen Abtheilung der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, wo die „mit mechanischen und teleologischen, zu keiner „Verständigung führenden Erklärungen aufs höchste „verunglimpfte Theorie der Sinne" dahin berichtiget wird, daß die Sinne im Menschen eigentlich Thiere im Thiere sind, deren Verrichtungen nichts anderes als ein Ernähren und Verzehren ist, so daß sie absterben, wenn die ihnen zukommende Nahrung, der Sinnenreiz, entzogen wird, wie die Erfahrung beweiset. (Also auch hier eine Berufung auf Erfahrung, sollte diese auch gradezu das Gegentheil aussagen, wie hier z. B. die wohl bekannte, daß ein Blinder, wenn er auch eine lange Reihe von Jahren den grauen Staar gehabt, doch unmittelbar nach der Operazion sein Sehvermögen ausüben kann!) Zur Probe etwas aus dem Anfange, und etwas vom Ende! „Wie mit dem Mineralreiche alles Irdische „beginnt, beginnt auch der Mensch mit dem Bauche; „in dem, wie im Mineral, die rein und allein auftretende Selbstzeugung das charakteristische ist, „und der sich durch mehre, den drei pflänzlichen „Bestandformen, Wurzel, Stengel und Laub, gleichenden Metamorphosen hindurch, zu Darm, Leber und Lunge thierisch entwickelt. Diese bestehen „nach ihrer thierischen Dignität durch stete Wiederholung des ersten Aktes, der sie ins Dasein rief, „und sind so Salzen zu vergleichen, die durch inneren Chemismus sich immer zersetzen, von neuem

„bilden und in ihre Bestandtheile zerfallen; so be-
„steht z. B. die Leber aus Galle und Venenblut, und
„zerfällt immer in diese.“ Das Ende lautet:
„Daher ist auch die Behauptung physiologisch rich-
„tig, daß die sinnliche Welt, die wir mit den Sin-
„nen wahrzunehmen vermeinen, gar nicht außer
„uns, sondern nur in uns existiret, und daher ge-
„wahren auch Viele, entsprechend der eigenthümli-
„chen Organisazion ihrer Sinnorgane, die Dinge
„anders, als Andere.“ Ganz richtig! Nur wird ein solcher Mensch, dessen innere Sinnenwelt mit der Sinnenwelt, welche andere Menschen außer sich wahrzunehmen glauben, nicht übereinstimmend ist, ein Wahnsinniger genannt!

Nachtrag zur 10ten Anmerkung.

Es ist, als wollten wir unser Möglichstes thun, um zu verhindern, daß unsere Sprache keinen geregelten Gang bekomme. Während die Franzosen Werke über Sinnverwandschaft der Wörter für nicht wohl entbehrliche Hülfsmittel zu Beförderung eines durch Klarheit der Begriffe einnehmenden Vortrages halten, werden bei uns höchstschätzbare Werke dieser Gattung, wie wir z. B. an der von Gruber besorgten neuen Ausgabe des Eberhard-Maaßischen Werkes besitzen, wenig geachtet, und noch weniger zu Rathe gezogen. Während in unsern Schulen mit Aengstlichkeit über den

richtigen Gebrauch jedes lateinischen Wortes gewachet wird, soll unsere Sprache ewig ungebunden bleiben, sich in keine Regeln zwängen laßen, keinen bestimmten Gang annehmen. Als ob es möglich wäre, daß Schriften auf die Nachwelt kommen könnten, die in einer noch so wenig geregelten Sprache geschrieben sind, in welcher die Begriffe noch verworren durcheinander liegen! Oder als ob die Bestimmung der Begriffe durch Wörter, wie sie schon von den besten Schriftstellern gebraucht worden, ein Hinderniß der weitern Ausbildung sein könnte in einer Sprache, die Ursprache ist, und fortdauernd die lebendigen Quellen ihres Grundwortthums benutzen kann! Auf eine sonderbare Weise treffen bei uns Deutschen Hochmuth über den Reichthum und die Bildsamkeit unserer Sprache mit der Beschränktheit unserer Ansichten über eben diesen Reichthum und diese Bildsamkeit und mit unserer Ungefügigkeit in ihrer Benutzung zusammen. Ist es nicht eben jene zügellose Ungebundenheit, welche unsere Sprache mit dem ungeheuren Wuste von herbeigeschleppten Fremdheiten verunzieret! Und liegt nicht eben in dem sich hier darthuenden Ungeschmacke auch mit ein Beweis von Freiheitsinn und wegwerfender Demuth, von Weltbürgerei und Spießbürgerei, welche uns, obzwar in anderer Hinsicht, wie oben zu lesen, von dem gebildeten Franzosen zum Vorwurf gemacht werden!

Druckfehler: S. 27. Z. 8. v. o. statt schicksame l. fügsame.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zur Warnung vor den Irrlichtern der neueren Scholastik über die katholische Kirche Schlesiens

Breslau 1827

H.eccl. 1209 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10028302-5